

Zeitschrift für Ideengeschichte
Heft III/3 Herbst 2009

Think Tanks

Herausgegeben von
Tim B. Müller & Martin Mulrow

HERAUSGEBER:

Ulrich Raulff

(Deutsches Literaturarchiv Marbach)

Helwig Schmidt-Glintzer

(Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel)

Hellmut Th. Seemann

(Klassik Stiftung Weimar)

BEIRAT:

Kurt Flasch (Bochum), Anthony Grafton

(Princeton), Dieter Henrich (München),

Wolf Lepenies (Berlin), Glenn W. Most (Chicago/

Pisa), Krzysztof Pomian (Paris), Quentin Skinner

(Cambridge, UK), Jan Philipp Reemtsma

(Hamburg), Barbara M. Stafford (Chicago)

GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTION:

Stephan Schlak (v.i.S.d.P.)

REDAKTION «KONZEPT & KRITIK»:

Carsten Dutt (v.i.S.d.P.)

MITGLIEDER DER REDAKTION:

Philip Ajouri, Sonja Asal, Martin Bauer, Warren Breckman, Ulrich von Bülow, Frank Druffner, Ulrike Gleixner, Valentin Groebner, Christian Heitzmann, Jost Philipp Klenner, Albrecht Koschorke, Marcel Lepper, Jonas Maatsch, Ethel Matala de Mazza, Michael Matthiesen, Tim B. Müller, Martin Mulsow, Robert E. Norton, Wolfert von Rahden, Stefan Rebenich, Ulrich Johannes Schneider, Martial Staub, Barbara Stollberg-Rilinger, Jürgen Trabant, Thorsten Valk, Cornelia Vismann

REDAKTIONSADRESSE:

Zeitschrift für Ideengeschichte

Deutsches Literaturarchiv Marbach

Schillerhöhe 8 – 10

71672 Marbach am Neckar

Für unverlangt eingesandte Manuskripte
wird keine Haftung übernommen.

Umschlagbild: John Loengard,

Herman Kahn, 1. Januar 1968,

© Time & Life Pictures / Getty Images

Die Zeitschrift für Ideengeschichte
erscheint viermal jährlich.

BEZUGSPREIS:

Einzelheft: € 12,00 [D]; sFr 21,90; € 12,40 [A];

zzgl. Vertriebsgebühren von € 1,45 (Inland); Porto (Ausland)

Jährlich: € 40,00 [D]; sFr 73,20; € 41,20 [A];

inkl. Vertriebsgebühren (Inland); zzgl. € 16,00 (Ausland)

Sonderpreis: € 32,00 [D]

inkl. Vertriebsgebühren (Inland); zzgl. € 24,00 (Ausland)

Der Sonderpreis gilt für Mitglieder des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums e.V., der Freunde des Liebhabertheaters Schloß Kochberg e.V., des Vereins der Freunde und Förderer der Kunstsammlungen zu Weimar, der Gesellschaft Anna Amalia Bibliothek e.V., der Gesellschaft der Freunde der Herzog August Bibliothek, der Deutschen Schillergesellschaft sowie für Abonnenten der Marbacher Magazine.

ABO-SERVICE:

Telefon (089) 38189-750 • Fax (089) 38189-402

E-mail: bestellung@beck.de

ANZEIGEN:

Fritz Leberherz (verantwortlich)

Telefon (089) 38189-598 • Fax (089) 38189-599

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 2

GESTALTUNG:

Wunderamt, München

LAYOUT UND HERSTELLUNG:

Simone Fridrich

DRUCK UND BINDUNG:

Kösel, Krugzell

ISSN 1863-8937

ISBN 978-3-406-58381-0

Postvertriebsnummer 74142

Alle Rechte an den Texten liegen beim Verlag C.H. Beck.
Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes bedarf der Zustimmung des Verlags.

© Verlag C.H. Beck oHG, München 2009

Verlag C.H. Beck, Wilhelmstr. 9, 80801 München

www.beck.de · www.z-i-g.de

ZUM THEMA	Tim B. Müller, Martin Mulsow: Zum Thema 4
THINK TANKS	Claus Pias: «One-Man Think Tank». Herman Kahn, oder wie man das Udenkbare denkt 5
	Ron Robin: Wie das Denken in die Fabrik kam. Kampf um den Korridor im Kalten Krieg 17
	Arndt Brendecke: Die Blindheit der Macht. Über den subjektiven Mehrwert alteuropäischer Beratung 33
	Jacob Soll: Think Tanks um 1640. Von der Akademie der Brüder Dupuy zu Colberts staatspolitischer Bibliothek 44
ESSAY	Philipp Sarasin: Die Pfauenfedern der Kulturwissenschaft. Zur Genealogie der Zeichen bei Charles Darwin 61
DENKBILD	Helga Raulff: Asche und Ambivalenz. Versuch über das Nebeneinander bei Rose Ausländer, Nelly Sachs und Paul Celan 79
ARCHIV	Charlotte Schoell-Glass/Elizabeth Sears: «Amerika kennt keine Ruinen». Horst W. Jansons Amerikabild 97
KONZEPT & KRITIK	Juliane Vogel: Frenetisches Sprechen. Karl Heinz Bohrer, das Tragische und die Moderne 115
	Jens Hacke: Golo Mann – eine Wiederentdeckung. Tilman Lahmes fulminante Biographie zum hundertsten Geburtstag 119
	Klaus Kempfer: Geschichtsschreibung im Breitwandformat. Karl Schlögels <i>histoire totale</i> 122
	Die Autorinnen und Autoren 126

Im nächsten Heft: Kampfzone! Mit Beiträgen von Gangolf Hübinger, Martin Jay und Herfried Münkler sowie einem Schwerpunkt über Reinhart Koselleck.

Zum Thema

Am Anfang war das Gehirn. Im «Oxford English Dictionary» ist zu erfahren, dass der Begriff Think Tank am Ende des 19. Jahrhunderts auftauchte und in der britischen Umgangssprache der Zeit nichts anderes als den menschlichen Denkapparat selbst bezeichnete. Gedanken haben einen Körper, sie werden in einem räumlich erfassbaren Zentrum produziert – diese Vorstellung steckte schon in der ersten Verwendung von Think Tank. Irgendwann in den folgenden Jahren sickerte der Begriff in den militärischen Jargon ein. Im Zweiten Weltkrieg nannten amerikanische Streitkräfte einen sicheren Ort, an dem Experten nachdenken und planen konnten, «Think Tank». In diese Zeit fällt die Geburt der gleichnamigen Institution, die ihre große Zeit im Kalten Krieg erlebte. Orte der Kreativität, des originellen Denkens, der Innovation, der interdisziplinären und zugleich praxisbezogenen Forschung, «Denkfabriken» – das sind die Assoziationen, die der Begriff heute zumeist weckt. Seine militärischen Wurzeln sind zwischenzeitlich in Vergessenheit geraten.

Dieses Heft entwirft eine Ideengeschichte des Think Tank. In Denkfabriken sollen Ideen hergestellt werden. Aber wie kann man sich das vorstellen? Think Tanks lassen die Materialität des Denkens vor Augen treten. Dass die alte Ideengeschichte diskreditiert ist, verdankt sie nicht zuletzt ihren zeitlosen Begriffen von Geist und Ideen, die scheinbar über dem historischen Geschehen schwebten. Wer Denkfabriken untersucht, kann sich ein solch unhistorisches Denken nicht leisten: Keine Ideen ohne materielles Fundament, ohne räumliche Strukturen, ohne Kommunikationsprozesse, ohne politische Interessen, ohne Geld. Was für eine Art von Ideen wird da geboren? Inwiefern unterscheiden

sie sich von den Gedankengespinnten, die in Kaffeehäusern, Literatenzirkeln oder Universitäten ausgeheckt werden?

Hier wird jedoch in erster Linie nicht den Ideen, die in den Denkfabriken produziert werden, nachgespürt, sondern der Vorstellung von einem Think Tank als solcher. Ist die Denkfabrik überhaupt eine neue Institution, eine Grille der Moderne, entstanden aus den strategischen Notwendigkeiten des totalen Krieges? Oder haben nicht auch in vergangenen Jahrhunderten Denker ihre Köpfe zusammengesteckt in der Hoffnung, strategischen Einfluss auf die Politik zu gewinnen? Man könnte sich fragen, ob nicht schon die Philosophenkreise, mit denen sich in der Antike die Herrscher umgaben, Vorformen eines Think Tank bildeten. Oder ist doch so etwas wie Bürokratisierung nötig, um das Fabrikhafte der Denkfabrik hervorzulocken? Dann stellen sich Fragen nach zunehmender Intransparenz, nach Verlust von Spontaneität und der Eigenlogik von Experten. Bauen Think Tanks nahe an Max Webers stahlhartem Gehäuse? Oder lässt sich ihre Geschichte freundlicher erzählen: als eine Geschichte der intellektuellen Schutzräume, der kollektiven Denkanstrengung, des gelehrten und kreativen Austausches?

Unsere Essays streifen durch Denkfabriken von der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwart. Sie nehmen ihren Ausgang in der Jetztzeit der Think Tanks und erkunden den historischen Zusammenhang von Ideen, Macht und Materie.

Tim B. Müller
Martin Mulsow

Think Tanks

CLAUS PIAS

«One-Man Think Tank»

Herman Kahn, oder wie man das Udenkbare denkt

1 Zum strategischen Denken Kahns vgl. J. C. Garnett: Herman Kahn, in: ders./ John Bayliss (Hg.): *Makers of Nuclear Strategy*, London 1991, S. 70–97; zu seiner Bedeutung als Futurologe Karl-Heinz Steinmüller: *Der Mann, der das Udenkbare dachte. Herman Kahn und die Geburt der Futurologie aus dem Geist des Kalten Krieges*, in: *Kursbuch 164* (2006), S. 99–103. Die jüngste Biographie von Sharon Ghamari-Tabrizi: *The Worlds of Herman Kahn. The Intuitive Science of Thermonuclear War*, Cambridge, Mass. 2005, reicht nur bis in die mittleren 1960er Jahre. Umfassend und unübertroffen materialreich (allerdings auch wenig distanziert) ist B. Bruce-Biggs: *Super-genius. The Mega-Worlds of Herman Kahn*, New York 2000.

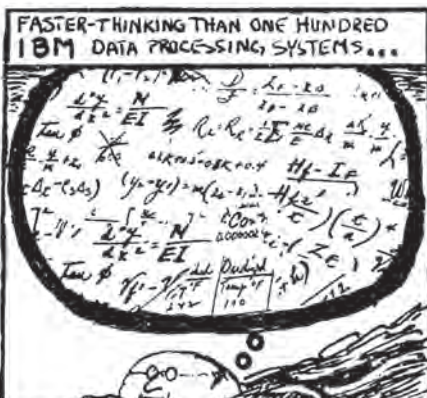
Kaum jemand hat die Vorstellungen und Phantasien darüber, was und wie in Think Tanks gedacht wird, derart beflügelt und öffentlich verkörpert wie der Militärstratege und Unternehmensberater, der Futurologe und Gründer des *Hudson Institute*, Herman Kahn (1922–1983).¹ Jérôme Agel hat es deshalb unternommen, in einer suggestiven Montage aus Bildern und Texten die Mentalität einer ganzen Dekade als «Herman Kahnsconsciousness» zu charakterisieren.² Kahn, der Verfechter pokergesichtiger Abschreckung und bekennende Universalist amerikanischer Mittelklasse-Werte, der mit Jahrhunderten spekulierende Spengler-Leser und kühne Jongleur virtueller Todesmillionen zukünftiger Atomkriege, dem Kubrick mit seinem *Dr. Strangelove* ein zwiespältiges Denkmal gesetzt hat, wusste zu provozieren und zu spalten. Er wurde ebenso als Pazifist (Bertrand Russell) wie als blutrünstiger «Genghis Kahn» (Andrew Newman), als «Gigant» (Ronald Reagan) ebenso wie als «thermonuclear Zero Mostel» (Arthur Herzog) wahrgenommen. Henry Kissinger betrachtete sein Werk als «truly splendid», Hans Morgenthau dagegen als «quite irrelevant and unnecessary». Während Helmut Schmidt (selbst einmal Fellow des Hudson-Institute) ein gelehrtes Vorwort zu Kahns Buch über *Eskalation* beisteuerte, parodierte Robert Gernhardt ihn als Hochstapler.³



Und dass Richard Nixon oder General Curtis E. LeMay zu seinen Bewunderern gehörten, schloss nicht aus, dass Kahn zugleich auch mit Allen Ginsberg auftrat, das Esalen-Institut besuchte oder mit Timothy Leary die Veränderung der Zukunftsforschung unter dem Einfluss von LSD untersuchte. Obwohl nur wenige Abschnitte seines gleichnamigen Buches ins Deutsche übersetzt wurden, avancierte das Wort vom «Denken des Udenkbaren» zu Kahns Markenzeichen. «Ich bin nicht hier», erklärte er einmal einer erwartungsvollen Versammlung deutscher Unternehmer, «um Sachprobleme zu erörtern, sondern um Sie zum Denken anzuregen.»⁴ Um sich dem Phänomen Kahn zu nähern, bedarf es daher wahrscheinlich einer doppelten Wendung: Einerseits handelt es sich um einen Typus von Denker, der nur unter bestimmten historischen Umständen – dem Kalten Krieg – und durch die Konjunktur und Organisationsform bestimmter Institutionen – wie der *RAND Corporation* – entstehen konnte.⁵ Andererseits war Kahn in mehrfacher Hinsicht an der Prägung dessen beteiligt, was als spezifische Denk- und Herangehensweise von Think Tanks angesehen wurde. Mehr noch als die Rolle eines *public intellectual* betrifft dies einen Haushalt von Medien, Methoden oder Kreativitätstechniken, der das vielbeschworene Denken des Udenkbaren erst gewährte und bestimmte.

Abb.1
Herman Kahn mit Donald Rumsfeld und Gerald Ford im Weißen Haus (1975)

Abb.2
Karikatur aus Monocle (1962)



EQUIPPED BY A BOUNTIFUL NATURE WITH SUPERHUMAN, EXTRA-HUMAN AND INHUMAN CAPABILITIES, SUPERKAHN ROAMS THE WORLD, THINKING ABOUT THE UNTHINKABLE AND PROTECTING THE UNITED STATES AND HER ALLIES FROM EVIL DEEDS. (SUPERKAHN IS THE ONLY SUPER HERO UNDER CONTRACT TO THE U.S. GOVERNMENT TO SOLVE THE COMPLEX RANGE OF POLITICAL, SOCIAL, DIPLOMATIC, ECONOMIC AND MILITARY PROBLEMS EXCLUSIVELY BY FORCE.)



NEXT INSTALLMENT: SUPERKAHN'S INGENUOUS DISGUISE!

Was die *RAND Corporation* auszeichnete, war eine neue Weise über den Krieg nachzudenken, wie sie nur im Zeichen nuklearer Waffen entstehen konnte und notwendig wurde. «Die Bombe» war etwas, an dem – trotz oder wegen Hiroshima und Nagasaki – alle Erfahrung zu versagen schien. «When the atom bomb was developed», erinnert sich Kahn, «many scholars, military professionals, and informed laymen believed that strategy and tactics, as they understood them, had come to an end. This feeling was reflected in the late 1940's in such phrases as «the absolute weapon», and in many aphorisms and analogies that made the point, more or less dramatically or ironically, that the inevitable result of a nuclear war would be mutual annihilation [...] Strategy was [...] irrelevant, since it could not be an objective of strategy to bring about the destruction of the nation. Atomic war thus became unthinkable, both literally and figuratively. And, in fact, most of the strategists and technicians were so awed by the existence of this new weapon that they almost did stop thinking.»⁶

Obwohl bereits das militärische *Operations Research* die Leistungsfähigkeit interdisziplinärer Teams bei der Optimierung technikbasierter, taktischer Operationen bewiesen hatte, war der Rat erfahrener Soldaten auf strategischer Ebene unerlässlich geblieben. Diese Expertise wurde nun technisch durch die Bombe und institutionell durch die Think Tanks unterhöhlt. Im Umkreis der *RAND Corporation* entstand der Typus des «civilian defense intellectual» oder «civilian strategist», dessen Personal sich aus jungen, akademisch gebildeten Männern rekrutierte, die kaum oder gar keine Kriegserfahrung zu besitzen brauchten, weil sie sich unter den neuen Bedingungen nicht auf Erfahrung, Urteilskraft und Intuition verlassen mussten. «How many thermonuclear wars have you fought?», pflegte Herman Kahn auf Kritik von Veteranen zu antworten: «Our research shows that you need to fight a dozen or so to begin to get a feel for it.»⁷

Solches Selbstbewusstsein war nicht nur den enormen Mitteln geschuldet, die die *Air Force* den Systemanalytikern bei *RAND* zuversichtlich angeheißen ließ, sondern auch einer besonderen akademischen Lebensform, die im sonnigen Santa Monica an der Pazifikküste gepflegt wurde. So demonstrierte eine *LIFE*-Reporta-

- 2 Jérôme Agel: Herman Kahn's conscious. The Megaton Ideas of the One-Man Think Tank, New York 1973.
- 3 Robert Gernhardt: Mein Geschenk für Marion Gräfin Dönhoff, in: ders.: Letzte Ölung. Ausgesuchte Satiren 1962–1984, Zürich 1984, S. 168–173; Kahn: On Escalation. Metaphors and Scenarios, New York 1965.
- 4 Vgl. Der Spiegel, 10. März 1970, S. 78 f.
- 5 Vgl. Fred Kaplan: The Wizards of Armageddon, New York 1983; Alex Abella: Soldiers of Reason. The RAND Corporation and the Rise of the American Empire, Orlando 2008.
- 6 Herman Kahn: Thinking About the Unthinkable, New York 1962, S. 197 f. Der Ausdruck «the absolute weapon» stammt von Bernard Brodie, der 1946 erstmals konstatiert hatte, daß Nuklearwaffen nicht dem Gewinnen eines künftigen Krieges, sondern seiner Verhinderung dienen; vgl. Jeffrey D. Porro: The Policy War. Brodie vs. Kahn, in: The Bulletin of the Atomic Scientists 38/6 (1982), S. 16–19; Bernard Brodie (Hg.): The Absolute Weapon. Atomic Power and World Order, New York 1946.
- 7 Bruce-Biggs: Supergenius, S. 51.

- 8 Vgl. LIFE Magazine, 11. Mai 1958.
- 9 Virginia Campbell: How RAND Invented the Post War World, in: *Invention and Technology* (Sommer 2004), S. 50–59, hier S. 53.
- 10 Vgl. *Der Spiegel*, 3. April 1967, S. 123–140.
- 11 Vgl. Sam Cohen: The Smartest Man in the Army, in: *Army*, Januar 1984.
- 12 Bruce-Biggs: Supergenius, S. 24.
- 13 Vgl. Kahn: Particle Histories for Plane Slabs, RAND RM-248, 1948; ders.: Preliminary Analysis of Effective Polarization on Gamma-Ray Transmission, RAND RM-81, 1948; ders.: Elastic Scattering of Neutrons, RAND RM-49, 1948; ders.: Stochastic (Monte Carlo) Attenuation Analysis, RAND P-88, 1949; ders.: Methods of Reducing Sample Size in Monte Carlo Computations, RAND P-337, 1953; ders.: Use of Different Monte Carlo Sampling Techniques, RAND P-766, 1955; ders.: Applications of Monte Carlo, RAND RM-1237-AEC, 1956; ders.: Modification of the Monte Carlo, RAND P-132, 1959; ders./Irwin Mann: Monte Carlo, RAND P-1165, 1957.

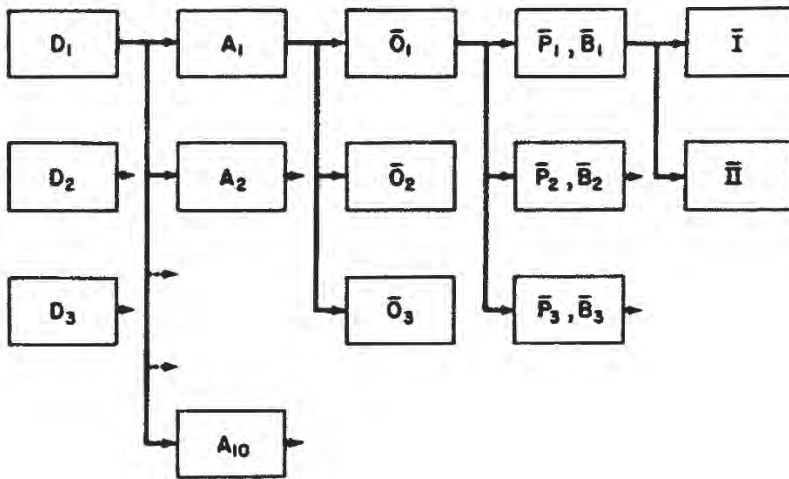
ge von 1958, wie Besprechungen auch schon mal auf einem flauschigen Teppich hockend stattfanden, bei trockenem Martini zwischen spindeldürren Möbeln, Tütenlampen und primitivistischer Kunst.⁸ Auch die Architektur des 1953 bezogenen Gebäudes war auf Interdisziplinarität, Kommunikation und einen Stil der «offenen Tür» ausgerichtet.⁹

«Es wirkt alles eher unorganisiert und lässig», berichtete *Der Spiegel* 1967, «die Mädchen gehen in Pullover und Strandsandalen, die Männer in kurzärmligen Hemden oder in Jacketts, bei denen die Ellenbogen mit Lederherzen geflickt sind. Die großen schwarzen Wandtafeln sind voll von urtümlichen Krakeln; man sieht, daß hier jemand nachgedacht hat. Aber die meiste Zeit scheinen die Leute miteinander zu reden, endlos.»¹⁰ Diese Kombination aus Infrastruktur und Arbeitsstil verband sich mit einer experimentellen Mischung aus Methoden (etwa Spieltheorie, Operations Research, Systems Analysis), bestimmten Kreativitätstechniken (etwa Brainstorming, Rollenspiel, Gedankenexperimente) und aktuellen Medientechnologien (Folienprojektion, Digitalcomputer).

Dieses Setting erscheint wie zugeschnitten auf jemanden wie Herman Kahn. Dieser hatte im eignungsdiagnostischen *Army General Classification Test* einen IQ bewiesen, dessen sensationelle Höhe bis zu Robert Oppenheimer und General Leslie Groves vorgedrungen war¹¹ und ihn nach Los Alamos befördert hatte. Dort an der Konstruktion der Wasserstoffbombe beteiligt, lobte Edward Teller insbesondere seine «great ability in working with high-speed computers».¹² Insbesondere beschäftigte sich Kahn (wie noch in zahlreichen frühen RAND-Publikationen, die zu einer nie abgeschlossenen Dissertation bei Richard Feynman gehörten) mit der Entwicklung und Anwendung von Monte Carlo-Methoden im Rahmen teilchenphysikalischer Computersimulationen.¹³ Diese Lektionen in Programmierung und Simulation mittels Zufallszahlen führen zu der Frage, wie das Udenkbare gedacht werden kann, oder genauer: wie man ein «Dutzend thermonuklearer Kriege» proben kann.

Im Zuge der Entwicklung der Wasserstoffbombe stellten sich physikalische Probleme, die sich als analytisch wie experimentell kaum zugänglich erwiesen. Denn einerseits führt die Beschrei-

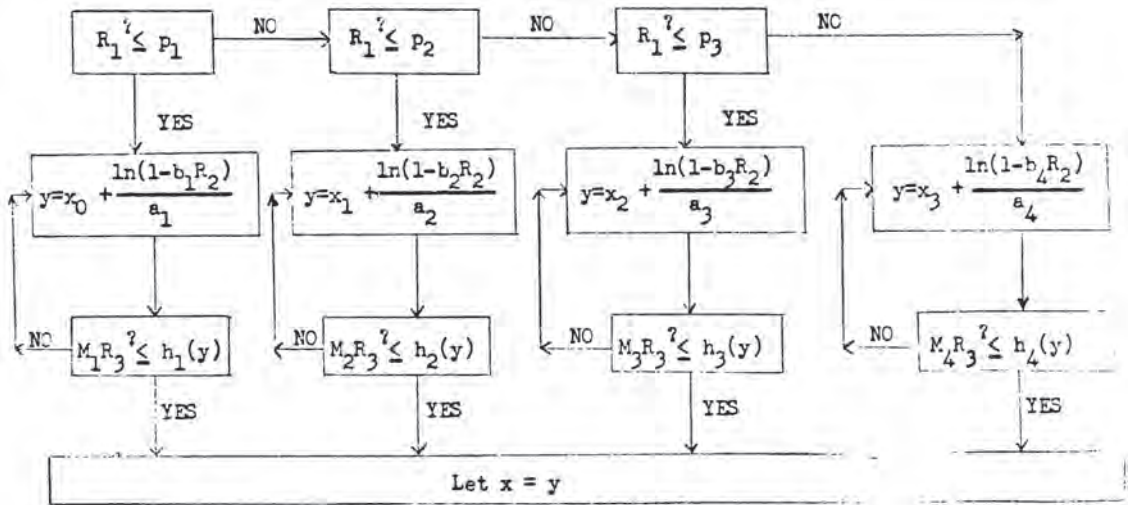
I RED STRIKES FIRST



bung von Teilchenbewegungen zu Formelmonstern, die kaum zu handhaben sind, andererseits können aber auch keine Experimente durchgeführt werden, weil es an technischen Möglichkeiten mangelt, eine kontrollierte Fusion zu studieren. Der dritte Weg, der sich aufgrund der neuen Technologie von Digitalrechnern eröffnete und der gewissermaßen die Grenzen zwischen Mathematiker und Experimentator, zwischen theoretischer und angewandter Physik dekonstruiert, besteht in der Konstruktion einer «alternative reality»,¹⁴ in der Versuche unter genau definierten Bedingungen als Computersimulation durchgeführt werden können. Oder mit den Worten Kahns, der für die konkrete Programmierung solcher «alternative realities» zuständig war: «If, for example [the simulator] were to want a green-eyed pig with curly hair and six toes, and if this event had a non-zero probability, then the Monte Carlo experimenter, unlike the agriculturist, could immediately produce the animal.»¹⁵

Für die praktische Arbeit Kahns, wie etwa die Untersuchung der Bewegung von Teilchen durch Schutzschilde, bedeutete dies, dem Problem nicht mit hydrodynamischen Flussgleichungen beizukommen, sondern eine bestimmte Menge virtueller Teilchen am Rechner zu modellieren, diesen Teilchen dann eine Zufallsbewegung nach Monte Carlo-Methoden aufzuerlegen und bei jedem einzelnen Teilchen nach einem diskreten Zeitintervall zu proto-

Abb. 3 und 4
Mögliche Ereignisfolgen
bei Sowjetischem Ersts Schlag



- 14 Peter Galison: Computer Simulation and the Trading Zone, in: ders./D. J. Stump (Hg.): The Disunity of Science. Boundaries, Contexts, and Power, Stanford 1996, S. 119.
- 15 Kahn/Mann: Monte Carlo, RAND P-1165, 1957.
- 16 Bruce-Biggs: Supergenius, S. 146f.

kollieren, ob es abgeprallt oder im Schild verblieben ist oder diesen durchdrungen hat. Die Protokolle der Bewegungen einzelner Teilchen nennen sich *particle histories*. Solche virtuellen Experimente werden wiederholt und mit verschiedenen großen Samples durchgeführt. Im weiteren Verlauf werden dann Verfahren der Varianzbeschränkung wie *splitting* oder *importance sampling* eingeführt, die bestimmte Phänomene verstärken (etwa die Streuung am Schild) und im Vergleich zu unverzerrten (*unbiased*) Durchläufen eine bessere Einschätzung des Systemverhaltens erlauben.

Wie stark Kahns Denken von diesen frühen Arbeiten zur Computersimulation geprägt ist, lässt sich an der Funktionsweise der Szenario-Technik ablesen, die seine Arbeit seit den 60er Jahren durchzieht. Szenarien verstehen sich als «hypothetical narratives dealing with the causation, initiation, course, and termination of possible future crises and wars [...]. By the use of scenarios we would like to get a sense of the character of most of the major branching points; these [...] can then be explored [...]. The scenarios are not designed to describe the «most probable» or necessarily «fairly likely» courses of events, although each is intended to be «not impossible». Therefore, no single scenario is of great value alone; however, when a large number of varied (and often mutually exclusive) scenarios are used together, they prove useful in several ways.»¹⁶

Das Szenario entfaltet also, ausgehend von bestimmten Vorgaben, alternative und gleichmögliche Ereignisseries. Es ist eine Form experimentellen Erzählens, deren Ziel es nicht ist, die eine oder andere Möglichkeit als wahrscheinlicher oder unwahrscheinlicher auszumachen, sondern die Bedingungen unterschiedlicher Ereignisfolgen selbst zu explorieren. «Ein Szenarium [...] möchte [...] darauf hinweisen, wie es dazu kommen *könnte*.»¹⁷ In diesem Sinne funktionieren Kahns Szenarien wie *particle histories*: Es sind einzelne Elemente, die in den erzählerischen Simulationsraum ausgesetzt sind, die durch Zufall motiviert (also in Bewegung gebracht) werden und die durch Kollisionen andere Elemente anstoßen oder ins Leere laufen. Geradezu lehrbuchhaft illustriert dies Kahns Szenario der Explosion einer nuklearen Waffe auf einer SAC-Basis im Jahr 1960. In diesem Szenario weiß niemand genau, wie es dazu kommen konnte, aber die Konsequenzen dieses Ereignisses lassen sich in mehreren alternativen Erzählsträngen entwickeln, die zuletzt entweder die USA oder die UdSSR als «Verlierer» dastehen lassen.¹⁸ Trotzdem wird man, so Kahn, nicht wissen, ob diese oder jene gleichmögliche Wirklichkeit darum eine «bessere» oder «schlechtere» wäre. Was interessiert ist nur, dass die Erzählungen zusammen (und nur zusammen) unser Verständnis «of bizarre actions» vertiefen.¹⁹

Ebenso wie die Monte Carlo-Simulationen der Teilchenphysik kommt das Szenario nicht im Singular vor. Es muss mehrfach durchlaufen, mehrfach durchgespielt werden, wobei sich keine Lerneffekte einstellen dürfen, sondern die Stöße der Kausalität sich im optimalen Fall so zufällig wie Brown'sche Bewegungen ereignen müssen. Und ebenso wie in der Computersimulation handelt es sich dabei um binäre Codierungen. Wurde dort ein Teilchen als um einen Schritt pro Zeitintervall springend modelliert, so rückt hier nun die synthetische Geschichte der Szenarien entlang binärer Entscheidungsbäume sprunghaft weiter. Die Verzweigung von Erzählungen notiert Kahn dabei in der Form von Flussdiagrammen, also jener Diagrammatik, in der er von John von Neumann gelernt hatte, Computerprogramme aufzuschreiben. Der mögliche Ausbruch des Dritten Weltkriegs ist eine Erzählung mit einem Organisationsplan nach dem Vorbild eines Computerprogramms. Und ebenso wie bei Teilchen-Samples gibt

17 Kahn/Bruce-Briggs: Angriff auf die Zukunft. Die 70er und 80er Jahre: So werden wir leben, Wien/München/Zürich 1972, S. 274.

18 Kahn: Thinking About the Unthinkable, Kap. 5. SAC steht für das Strategic Air Command der amerikanischen Luftwaffe.

19 Ebd., S. 165.

20 Kahn: *The Alternative World Futures Approach*, Hudson HI-787-rr, Croton 1966.

21 Galison: *Computer Simulation*, S. 155.

es zuletzt auch bei den Geschichts-Samples Verfahren der Varianzreduzierung. In *Alternative World Futures* beispielsweise beschreibt Kahn 21 «Themen», die sich auch als *importance samplings* alternativer Makrohistorien lesen lassen – wie etwa Lambda: «Challenges from Latin America», Kappa: «Communism on the March», My: «Extensive Multipolarity», oder Gamma: «Mostly Peaceful and Prosperous Grand Design» – und innerhalb derer sich dann verschiedene Zukünfte der Welt erzählerisch simulieren lassen.²⁰

*

Blickt man auf die eingangs gestellte Frage zurück, wie und von wem der (damals) Neue Krieg zu denken sei und inwiefern Think Tanks wie die *RAND Corporation* eine spezifische Kompetenz dafür zu entwickeln vermochten, zeichnet sich eine strukturelle Ähnlichkeit ab. Was die Computersimulation für die Entwicklung der Wasserstoffbombe bedeutete, bedeutet das Szenario für das Denken möglicher Zukünfte im Zeichen nuklearer Bedrohung. Denn auch deren Realität entzieht sich sowohl analytischen Kategorien, die sich an vergangenen Kriegen erarbeiten ließen, als auch dem Experiment eines Krieges, der verheerende Folgen hätte. Kahns Schreiben erscheint dabei (wie die Computersimulation) als ein Drittes, das sich neben oder zwischen diesen Unmöglichkeiten situiert. Wenn seit Los Alamos das Computing die neue Sprache für virtuelle Ereignisse der Physik ist,²¹ dann ist seit Kahn das Szenario die neue Sprache für virtuelle Ereignisse des Kalten Krieges. Seine epistemische Rolle entspricht derjenigen der Computersimulation und lässt sich in diesem speziellen Fall sogar noch wissenschaftsbiographisch von dort datieren: Das Szenario als «Alternative Futures Approach» ist Kahns Reformulierung der alternativen Welten der Teilchenphysik. Das Schreiben möglicher Geschichten im Zeichen der Bombe bedient sich somit der gleichen Zeichenoperationen wie die Entwicklung der Bombe selbst.

Damit ist jedoch weder behauptet, dass sich der Denkstil der frühen *RAND Corporation* vollständig aus dem Geist der Computersimulation explizieren ließe, noch auch nur, dass Herman Kahn selbst diese Übertragung explizit oder gar programmatisch formulierte. Im Gegenteil lässt sich sogar beobachten, wie er im Lauf der Jahre mit sehr heterogenen Methoden und Theoriedesigns ex-

perimentiert, wie er immer wieder sein Misstrauen gegenüber Computersimulationen und formalisierten Kriegsspielen im militärischen Bereich artikuliert und sich in seinen späten, futurologischen Schriften zunehmend auf eine poetische Einbildungskraft beruft, die eine seltsame Mischung mit einer überbordenden Faktizitätsrhetorik von Zahlen, Statistiken und Diagrammen eingeht.

Einen Wendepunkt stellt dabei wahrscheinlich die Loslösung von *RAND* dar, die sich auf das Erscheinen seines Hauptwerks *On Thermonuclear War* datieren lässt. *OTW* ist eine Art «Summa» der *RAND*-Jahre: «It was a massive, sweeping, disorganized volume, presented as if a giant vacuum cleaner had swept through the corridors of *RAND*, sucking up every idea, concept, metaphor and calculation that anyone in the strategic community had conjured up over the previous decade.»²² Dieser Stil ist nicht zuletzt einer reichen Erfahrung im «briefing» geschuldet, einem im Militär etablierten Medium, für dessen meisterhafte Beherrschung Kahn bekannt war. Anders als die «lecture» hält sich das Briefing nicht an einen vorgängigen Text, sondern wird situativ entwickelt und wurde seit etwa 1950 – der «business presentation» ähnlich – durch die Projektion von Overhead-Folien und «briefing notes» begleitet. Der Exposition folgt dabei ein «interrogatory», bei dem das Publikum den Briefer zur weiteren Elaboration des Themas herausfordert. Dabei bewertet (anders als im universitären Kontext) nicht der Dozent seine Zuhörer, sondern die Zuhörer den Briefer, obwohl dieser in der Regel einen höheren militärischen Rang besitzt. Die Qualität solcher Briefings hat eine durchaus karriereentscheidende Bedeutung.

Seit etwa 1955 zeichnete Kahn diese Briefings auf.²³ Er entwickelte aus den Transkriptionen seine Reports und Bücher, die deutliche Spuren der Mündlichkeit zeigen. Als Kahn dann einer Einladung von Klaus Knorr nach Princeton folgte, wurden aus diesen Briefings, die bislang nur hinter verschlossenen Seminartüren stattgefunden hatten, öffentliche Vorlesungen, deren Ruf sich rasch verbreitete. Über ein Dutzend Mal vor unterschiedlichen Auditorien gehalten, soll Kahn dabei sein Publikum bis zu zehn Stunden gebannt haben.²⁴ Im Zuge dieser Kompilation und Veröffentlichung distanzierten sich Kahn und *RAND* voneinander. Obwohl etwa drei Viertel der 650 Seiten von *OTW* aus *RAND*-Material

22 Kaplan: *The Wizards of Armageddon*, S. 227.

23 Bruce-Biggs: *Supergenius*, S. 52.

24 Ebd., S. 89.

- 25 Ebd., S. 135f.
 26 Ebd., S. 175.
 27 Kahn: *On Thermonuclear War* (1960), Princeton 1969, S. vii. Es wäre lohnend, gegenwärtige Szenarien des Klimawandels, die die nuklearen Bedrohungen inzwischen abgelöst haben, einmal weniger von ihrer Faktizität als von ihrer produktiven Fiktionalität her zu denken.

stammen, und obwohl das Manuskript einem internen Review und einem «security review» des Pentagon unterzogen wurde, trat das Buch nicht als *RAND*-, sondern als Kahn-Produkt auf.

Die Konsequenz dieses Erfolgs und der Loslösung von *RAND* war das Hudson-Institute, eine (so Kahn gegenüber Samuel Huntington) «nonprofit research organization that will combine the best features of Harvard, Columbia, the Institute of Advanced Studies, RAND and Heaven».²⁵ Verwirklicht wurde dieser Traum in einer ehemaligen luxuriösen Alkoholikerklinik, die in den 1920ern im «Stockbroker-Tudor» gebaut wurde und 20 Hektar Wald sowie einen eigenen Golfplatz besaß. Die Patienten-Suiten dienten dem Senior Staff, die Schwesternzimmer den Mitarbeitern und Sekretärinnen, die Personalräume dem Junior Staff, und die Kapelle bildete den Seminarraum, auf deren Altar die Projektionstechnik installiert wurde. Von *RAND* übernommen wurden die Prinzipien von «informality, egalitarianism, lack of rigid hierarchy».²⁶

Anders als *RAND* war Hudson jedoch keine geschlossene Institution, sondern offen für Besucher, die sich lediglich in ein Gästebuch einzutragen hatten. Einen Computer gab es bezeichnenderweise nicht, und auch der (von *RAND* besetzte) Begriff der «Systems Analysis» wurde gegen «policy research» ersetzt. Fragen der nuklearen Strategie rückten rasch an den Rand zugunsten von Studien zu Nachhaltigkeit und Industrialisierung, globalen Ordnungen und Kulturkonflikten, Vietnamkrieg oder Weltraumkolonisierung. Eine nicht unerhebliche Rolle dürften bei deren Entstehung die internationalen Fellows gespielt haben, unter denen sich nicht nur Politiker, Wissenschaftler und Militärs, sondern auch Schriftsteller und Künstler befanden. Sie wurden in Expertenrunden, in Brainstorming-Sitzungen oder in Rollenspielen mit einbezogen. Ähnlich wie bei *On Thermonuclear War* wurden die Hudson-Reports oft in kompilierter und überarbeiteter Form mit Kahns Namen als (Haupt-)Autor in Buchform publiziert und übersetzt – jedoch mit dem Unterschied, dass sie nun explizit die Institution repräsentieren sollten. Dem reichhaltigen Zahlenmaterial möge man dabei, so Kahn im Vorwort zur zweiten Auflage von *OTW*, nicht allzu viel Beweiskraft zumuten: «Most of the calculations [...] are intended as illustrative examples and metaphors, or as basic communication, and not as scientific proof.»²⁷

Richard Kostelanetz hat, inspiriert von McLuhan, Kahns Schreiben als Ausdruck einer neuen Medienkultur aufgefasst und in den Rahmen einer postmodernen Literatur gestellt: «Herman transcended the passeist literary culture, cradling the «new culture of systems analysis, mimeographed reports, dictated prose, game theory, think tanks, tables and graphs, abstracted summaries, loose-ended collaborations, erratic explanations, contorted organization, imaginative leaps, and semi-sensible scenarios».»²⁸ Festzuhalten bliebe in diesem Sinne vielleicht, dass ausgerechnet dort, wo das Denken sich auf seine größtmögliche Freiheit beruft und selbst noch das Undenkbare für sich reklamiert, es am stärksten auf bestimmte Institutionen, Methoden und Medientechnologien angewiesen ist. Gerade diese Verpflichtungen sind es, die Blockaden und Abwehrmechanismen des Denkens zu umgehen erlauben und so etwas wie das «Undenkbare» systematisch erzeugen. Und von hieraus wird auch verständlich, warum Herman Kahn nicht von «Sachproblemen» handeln, sondern von den Möglichkeitsbedingungen über sie nachdenken wollte.

28 Bruce-Biggs: Supergenius, S. 283.

Bildnachweis:

Abb. 1: B. Bruce-Biggs: Supergenius. The Mega-Worlds of Herman Kahn, New York 2000 – Abb. 2: Sharon Ghamari-Tabrizi: The Worlds of Herman Kahn. The Intuitive Science of Thermonuclear War, Cambridge, Mass. 2005 – Abb. 3 und Abb. 4: Herman Kahn: Applications of Monte Carlo, Santa Monica, 19. April 1954.

Wie das Denken in die Fabrik kam

Kampf um den Korridor im Kalten Krieg

- 1 John Armitage:
Beyond Hypermodern
Militarized Knowledge
Factories, Cambridge
University, Juli 2005.
- 2 Michael Geyer: The Militari-
zation of Europe, 1914-1945,
in: John Gillis (Hg.): The
Militarization of the Western
World, New Brunswick 1989,
S. 79.

In den letzten Jahren hat die Forschung immer detaillierter gezeigt, wie sehr sich die amerikanische Wissenschaft im Kalten Krieg an das Wertesystem und die Strukturen des «Nationalen Sicherheitsstaats» anpasste. Im Mittelpunkt stand dabei die Militarisierung der Universität. John Armitage spricht von einer staatlich betriebenen Umwandlung der heiligen akademischen Haine in eine monolithische «militarisierte Wissensfabrik».¹ Der Zufluss von Mitteln aus dem Verteidigungshaushalt brachte die Universitäten dazu, Forschung und Lehre auf die «militarisierten Narrative, Werte und pädagogischen Praktiken» des «warfare state» – der militärischen Rückseite des modernen «welfare state» des 20. Jahrhunderts – auszurichten.

Die folgenden Seiten untersuchen die intellektuelle Bedeutung von Think Tanks, die mit militärischen Mitteln finanziert wurden. Sie waren eine der wichtigsten Erscheinungsformen der Militarisierung akademischer Wissensproduktion. Die Denkfabriken im Kalten Krieg leisteten einen wesentlichen Beitrag zu dem, was Michael Geyer in anderem Zusammenhang als «den widersprüchlichen und spannungsreichen Prozess, in dem sich eine Zivilgesellschaft für die Produktion von Gewalt organisiert», bezeichnet hat.² Doch stellten die nach dem Zweiten Weltkrieg entstandenen Think Tanks wesentlich mehr dar als bloß eine intellektuelle Stütze des «warfare state». Als unabhängige Ideenfabriken prägten sie die Paradigmen und das Selbstverständnis der akademischen Forschung in Amerika und wirkten darüber hinaus auf die Gesellschaft.

Die technologischen Durchbrüche und komplexen strategischen Neuorientierungen in der Folge des Zweiten Weltkriegs verursachten ein unersättliches Bedürfnis nach Expertise und Fachwissen, das die vorhandenen staatlichen Kapazitäten nicht zu befriedigen vermochten. Die Think Tanks versprachen, das Ansehen der Wissenschaft und der «objektiven» Forschung in die komplexe und sich dauernd wandelnde Welt der Verteidigungspolitik und der globalen Strategie einzubringen. Vor diesem Hintergrund beanspruchte der Think Tank im Kalten Krieg, eine Brücke zwischen Parteipolitik und professioneller strategischer Planung zu sein. Die Denkfabriken leisteten der Vorstellung Vorschub, Probleme auf nationaler Ebene ließen sich mit den Mitteln objektiver wis-

senschaftlicher Methoden lösen. Über die Bekundung von Objektivität hinaus standen sie für die attraktive Idee einer Integration von Wissen zur Lösung komplexer Probleme, um mit Philip Rocco zu sprechen. Denn statt sich auf die Erkenntnisse eines bestimmten Fachgebiets zu konzentrieren, betrieben Think Tanks die gleichzeitige Nutzung unterschiedlichster Wissensgebiete.³

Die Aura der Gelehrsamkeit, die die Think Tank-Experten umgab, verdankte sich zwar dem Ansehen, das diese an Universitäten erworben hatten. Das universitäre Fächerangebot schlug sich in den Denkfabriken jedoch nur auf verzerrte Weise nieder. Den Maßstab setzten die Naturwissenschaften, die so entscheidend zur Produktion der Rüstungsgüter und zu den organisatorischen Innovationen beigetragen hatten, denen die Vereinigten Staaten ihre überwältigenden militärischen Erfolge im Zweiten Weltkrieg verdankten. Auch Fächer, die dem Selbstverständnis der Naturwissenschaften durch statistische Qualitätskontrollen und quantitative empirische Studien genügen konnten, hatten von Anfang an prominenten Anteil am Geschäft der Think Tanks.

Im Gegensatz dazu tauchten die Geisteswissenschaften als Wissensquelle so gut wie nicht auf dem Radar der Denkfabriken auf. Sie wurden an den Rand gedrängt und trivialisiert; man hielt ihnen mangelnde Wissenschaftlichkeit vor, weil sie ihre mitunter lückenhaften Daten subjektiv interpretierten und der Ebene praktischer Problemlösung ablehnend und distanziert gegenüberstanden.

Ökonomischem Fachwissen kam hingegen im Milieu der Think Tanks ein außergewöhnlicher Status zu. Wirtschaftswissenschaftliche Paradigmen hatten bereits bei der logistischen und strategischen Planung im Zweiten Weltkrieg eine große Rolle gespielt. Ihre herausgehobene Rolle im Kalten Krieg jedoch hatte mit der Entwicklung und dem Erfolg der Spieltheorie zu tun, also der mathematischen Simulation von Entscheidungsdilemmata in Konfliktsituationen.⁴ Sowohl die militärischen als auch die zivilen Kunden der Denkfabriken zeigten sich von dieser Art mathematischer Untersuchungen auf fatale Weise angezogen, insofern sie den Anschein von Ordnung und Berechenbarkeit in einer zunehmend ungeordneten und unberechenbaren globalen Arena erweckten.

3 Philip Rocco: Policy Analysis for the Cold War State: The RAND Corporation's Development of a Model for Interdisciplinary Research (unveröffentlichtes Manuskript, 2009).

4 Die Attraktivität der Spieltheorie lag darin, so Michael Bernstein, dass sie Theorien des ökonomischen Verhaltens mit Erfolg zu einem Schlüssel machte, mit dem sich strategische Dilemmata in einem angespannten atomaren Konfliktszenario lösen ließen. Michael Bernstein: American Economics and the National Security State, in: *Radical History Review* 63 (1995), S. 8–27. Vgl. ders.: *A Perilous Progress: Economists and Public Purpose in Twentieth Century America*, Princeton 2001.

Der paradigmatische Think Tank des Kalten Kriegs war die *RAND Corporation*. Dieser Name war Programm, er stand als Abkürzung für «Research and Development», Forschung und Entwicklung. *RAND* war ein Kind der Endphase des Zweiten Weltkriegs, als sich die US-Luftwaffe darum bemühte, die fieberhafte Produktion wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Neuerungen in Gang zu halten, die den Vereinigten Staaten den Sieg eingetragen hatten. Begeistert von den technologischen Innovationen, die in der Hitze der Schlacht entwickelt und ausgefeilt worden waren, wollte die Luftwaffe auf die Kenntnisse wissenschaftlicher Experten nicht mehr verzichten. Wie so oft bei verteidigungspolitischen Vorhaben griffen auch hier privatwirtschaftliche Initiativen und staatliche Ressourcen ineinander. Von der Luftwaffe gefördert und finanziell ausgestattet, wurde *RAND* als eine nicht in die Firmenorganisation eingebundene Abteilung der Douglas Aircraft Corporation gegründet, die sich technischen Innovationen sowie der intellektuellen «Früherkennung» strategischer Herausforderungen des Westens widmen sollte. 1948 wurde die in Santa Monica angesiedelte Denkfabrik zu einer formal unabhängigen gemeinnützigen Organisation in der Obhut der Luftwaffe, die sich wissenschaftlichen Lösungen für die großen strategischen Herausforderungen der Nation verschrieb.

Bald schon schossen Rand-Klone wie Pilze aus dem Boden. Auch die anderen Teilstreitkräfte gründeten Miniaturversionen von *RAND*, unter denen das «Office of Naval Research» der Marine (1946) und das 1949 ins Leben gerufene «Human Resources Research Institute» (HRRI) an der Luftwaffenuniversität die bekanntesten waren. Die wichtigsten Think Tanks der Landstreitkräfte waren das an die George Washington University angeschlossene «Human Relations Research Office» (HumRRO, 1951) und das mit der Johns Hopkins University verbundene «Operations Research Office» (ORO, 1948). 1961 führten Streitigkeiten um Publikationsbeschränkungen durch die Armee dazu, dass das ORO seine Verbindung zur Johns Hopkins University kappte und als gemeinnützige «Research Analysis Corporation» (RAC) neu gegründet wurde.

Weil das Verteidigungsministerium nicht die Verantwortung für sämtliche Forschungsaktivitäten den rivalisierenden Teilstreit-

kräften überlassen wollte, gründete es 1956 seinen eigenen Think Tank, das «Institute for Defense Analysis» (IDA), das beste Verbindungen zu einigen der führenden Universitäten des Landes unterhielt, wie dem MIT, der Stanford University und zahlreichen Eliteuniversitäten der «Ivy League». Nach dem Modell der militärisch finanzierten Think Tanks entstanden auch jenseits des unmittelbaren Einflussbereichs der Streitkräfte und des Verteidigungsministeriums eine Reihe weiterer Denkfabriken. Ihr gemeinsamer Schwerpunkt war die strategische Planung. Die renommiertesten dieser Einrichtungen waren das «Foreign Policy Research Institute» (1955), das «Center for Strategic and International Studies» und natürlich das Hudson-Institut (1962), in dem der berühmt-berüchtigte Herman Kahn seine Weltuntergangsszenarien ausheckte.⁵

An privaten Hochschulen angesiedelt oder nominell mit renommierten Universitäten assoziiert, entfalteten die Think Tanks eine fieberhafte intellektuelle Aktivität. Rasch weiteten sie den Radius ihrer Forschungen über rein militärische Gegenstände hinaus aus. Im Laufe des Kalten Kriegs versuchten sich die Think Tank-Wissenschaftler an einer Vielzahl von Themen, die von der Rassenproblematik bis zum organisierten Verbrechen reichten.

Eine so weitgehende geistige Freiheit, zwischen Disziplinen und Gegenständen umherzuschweifen, schien den Zeitgenossen in den Schranken der konventionellen akademischen Welt undenkbar.⁶ Den Parteigängern der Think Tanks zufolge bestand das Problem der Universitäten darin, dass ihnen die Fachgrenzen wichtiger waren als die Lösung von Problemen. Eine verknöcherte Tradition hatte die Kreativität im herkömmlichen akademischen Milieu erstickt.

Viele der prominentesten Sozialwissenschaftler Amerikas wurden mithilfe lukrativer Verträge in Think Tanks eingebunden. Die festen Mitarbeiter und die freien Berater der Denkfabriken wechselten reibungslos immer wieder zwischen den Welten der Universitäten und der Denkfabriken hin und her, obwohl erhebliche Unterschiede zwischen beiden bestanden. Weil sie nicht durch die Grenzen der Fachbereiche und die Hierarchien in der modernen amerikanischen Universität eingengt waren, blendeten die Think Tank-Forscher die akademische Rangordnung aus und befreiten

5 Siehe dazu den Beitrag von Claus Pias in diesem Heft.

6 Morris Janowitz, ein Soziologe an der Universität von Chicago, der zeitweise in einem Think Tank mitarbeitete, hielt fest, «dass es für die traditionsverhaftete Universität mindestens einer spektakulären revolutionären Entwicklung bedurft hätte, um auf eine vergleichbare intellektuelle Ebene zu kommen». Morris Janowitz: Remarks, in: William Lybrand (Hg.): Symposium Proceedings: The U.S. Army's Limited-War Mission and Social Science Research, Washington, D.C., SORO 1962, S. 147.

sich von der Bunkermentalität von Fakultäten und Instituten, die eifersüchtig über ihre Hoheitsgebiete wachten. An den Think Tanks gab es hingegen keine offenkundigen Einschränkungen der Forschung. Ihre organisatorische Struktur förderte multidisziplinäre Untersuchungen. Neben den erwartbaren Analysen zur militärischen Strategie versuchten sich etwa die Forscher von *RAND* an einer Reihe von Studien, die keinen offensichtlichen Bezug zu Verteidigungsthemen hatten.

Unter diesen Umständen erzeugten die Think Tanks eine einzigartige Kombination aus epistemologischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Angetrieben von ihrem unermüdlichen Streben nach anwendungsorientiertem Wissen, um Amerikas innere und äußere Herausforderungen zu bewältigen, überwandene die Think Tank-Experten, was ihnen als eine einschüchternde Kluft zwischen Theorie und Praxis erschien, die die amerikanische Universität in eine irrelevante Institution zu verwandeln drohte.

Die Think Tanks trugen auf diese Weise dazu bei, die Vorstellung auszuhöhlen, bei politischer Planung und Forschung handele es sich um getrennte und autonome Bereiche. Ob sie sich mit den Feinheiten der atomaren Strategie beschäftigten oder nach Lösungen für die endemische Rassenproblematik der Vereinigten Staaten suchten, die Vertreter der Denkfabriken verwarfen die traditionelle Trennung zwischen denen, die politische Konzepte entwickelten, und denen, die politische Zusammenhänge erforschten. Albert Wohlstetter, einer der prominentesten Vertreter der Welt der Denkfabriken, schrieb seinen Verzicht auf die typische Laufbahn eines Universitätsprofessors seiner Unzufriedenheit mit der akademischen Elfenbeinturmmentalität zu. Seine Abkehr von einer viel versprechenden Karriere in «mathematischer Logik und Wissenschaftslogik», erklärte Wohlstetter Mitte der sechziger Jahre, «war durch die bange Vorahnung bestimmt, dass die Entwicklung neuer Ansätze in den Sozialwissenschaften» ihn von den existenziellen Herausforderungen der wirklichen Welt fernhalten würde. Nur allzu oft stand die Welt des Universitätsprofessors unter dem Vorzeichen «eines Maximums an Theorie mit einem Minimum an Ergebnissen». Der Siegeszug der Theorie war für Wohlstetter eine Art intellektueller Verzögerungstaktik aus Angst,

sich «in dem sehr dichten» und gesetzlosen Dschungel der Realität «zu verirren». «Karten, Druckschriften, das Anschaffen von Kompassen, Macheten, Buschhemden und flotten Tropenhelmen können auch als Ersatz für eine schweißtreibende und beschwerliche Reise herhalten.»⁷ Theoretische Bemühungen wurden nur dann zu einem nützlichen Werkzeug, wenn man sie mit «umfangreicher ‹schmutziger›, hochgradig spezifischer internationaler empirischer Forschung über Technologien, operative Kosten und potentielle Interaktionen zwischen Staaten» kombinierte.⁸

Das Vorbild für dieses ambitionierte Vorhaben lieferten die Wirtschaftswissenschaften, die mit ihrer ausgeprägten Tradition der Verbindung theoretischer und anwendungsorientierter Verfahren den Weg zu einer Überwindung der Kluft zwischen Theorie und Praxis ebneten. Das war das Selbstverständnis der Denker in den Denkfabriken. Ein typisches Beispiel ihres Vorgehens bilden Think Tank-Studien zum organisierten Verbrechen und zur Rassendiskriminierung. Während sie über diese innerstaatlichen Bedrohungen tief beunruhigt waren, argumentierten einige der prominentesten amerikanischen Think Tank-Vertreter dahingehend, dass Lösungen dieser Probleme im System der freien Marktwirtschaft und nicht durch offensive staatliche Interventionen zu finden wären.

Thomas Schelling behauptete konsequent, dass Monopole – wirtschaftlicher, politischer oder ideologischer Natur – die Quelle aller sozialen und politischen Pathologien bildeten. Was Amerikas innenpolitische Probleme betraf, lagen praktikable Lösungen in der Förderung des ökonomischen Pluralismus und einer möglichst zurückhaltend intervenierenden Zentralgewalt. In seiner Kritik des Kampfs gegen das organisierte Verbrechen prophezeite Schelling, dass der Niedergang der Verbrechersyndikate durch ein freies Unternehmertum viel eher beschleunigt würde als durch einen aggressiven, zentral geführten Kampf gegen die Mafia.⁹

Unter Rückgriff auf ähnliche ökonomische Ansichten behaupteten Roberta und Albert Wohlstetter von *RAND*, das Heilmittel gegen rassistische Ungerechtigkeiten läge im Markt und nicht in gesetzgeberischem Aktivismus. Der Schlüssel zur Überwindung der Diskriminierung bestünde nicht in ausgefeilten Gesetzen und Vorschriften, sondern darin, die unwirtschaftlichen und damit

7 Albert Wohlstetter: Theory and Opposed-System Design, in: Journal of Conflict Resolution, Jg. 12, Nr. 3 (September 1968), S. 302.

8 Ebd., S. 303.

9 Thomas Schelling: What is the Business of Organized Crime?, in: The American Scholar, Jg. 40 (1971), S. 643–652.

- 10 Albert und Roberta Wohlstetter: *Third Worlds Abroad and at Home*, in: *The Public Interest*, Jg. 14 (14. Dezember 1969), S. 88–107.
- 11 Charles Wolf: *Insurgency and Counterinsurgency: New Myths and Old Realities*, in: *Yale Review* 56 (Dezember 1966), S. 225–241; Nathan Leites und Charles Wolf Jr.: *Rebellion and Authority: Myths and Realities Reconsidered*, Rand 1966; Nathan Leites und Charles Wolf Jr.: *Rebellion and Authority: An Analytical Essay on Insurgent Conflicts*, Chicago 1970.

selbstzerstörerischen Auswirkungen von Diskriminierung und Rassismus in Wort und Tat deutlich zu machen. Für die Wohlstetters war der Abbau von Diskriminierung auf Seiten der weißen Arbeitgeber ebenso wie die Zurückdrängung eines schwarzen Separatismus zuallererst ein Akt wirtschaftlichen Eigennutzes.¹⁰

Den Mantel des ökonomischen Denkens warfen sich auch jene über, die nicht ganz so optimistisch auf die Kräfte des Marktes zur Überwindung gesellschaftlicher Probleme vertrauten. So machten sich die *RAND*-Forscher Charles Wolf und Nathan Leites die «rational choice»-Theorie zunutze und wiesen mit ihrer Hilfe die verbreitete Annahme zurück, die erfolgreiche Beendigung des Vietnamkriegs hänge von politischen Fortschritten und sozialen Verbesserungen für die vietnamesische Landbevölkerung ab statt von konventionellen militärischen Erfolgen. Diese beiden leitenden *RAND*-Mitarbeiter konnten keine Korrelation zwischen sozioökonomischen Mangelzuständen und der Unterstützung des Aufstands feststellen. Ihrer Argumentation zufolge hatten die feindlichen Erfolge in ländlichen Gebieten kaum etwas mit irgendeiner allgemeinen Sympathie für die Sache der Aufständischen zu tun. Die Vietcong hatten Erfolg bei den Massen, weil sie ihre Mission als reine Militärkampagne angelegt hatten und zu rücksichtslosen Zwangsmaßnahmen griffen, um die Zustimmung der Massen zu erlangen. Wolf und Leites prognostizierten, dass die Aufständischen ihren stärksten Rückhalt bei jenen wohlhabenden Bauern finden würden, die am meisten von der aus ihrer Sicht irreführenden amerikanischen Strategie profitierten, die «Herzen und Köpfe» der Vietnamesen zu gewinnen.¹¹ Wolf und Leites gelangten zu dem Schluss, die einzig sinnvolle Strategie zur Eroberung der ländlichen Gebiete bestünde darin, den Preis zu erhöhen, der für die Unterstützung und Begünstigung des Aufstands zu zahlen wäre. Damit meinten sie nichts anderes als erbarmungslose Strafaktionen seitens der Armee.

Obwohl es sich bei ihrer Arbeit um eine Untersuchung von Strategien zur Bekämpfung des Vietcong handelte, machten Leites und Wolf geltend, dass ihr «analytischer Rahmen nicht nur auf Rebellionen in fremden Ländern, sondern auch auf die aktuellen innerstädtischen Ausschreitungen und Studentenrevolten [in den Vereinigten Staaten] anwendbar ist». Ihre Analyse der Unruhen

der sechziger Jahre kritisierte unmissverständlich den angeblich falschen Zusammenhang zwischen Armut und Protesten. Wie im asiatischen Fall war auch in den Vereinigten Staaten die Armut ihrer Meinung nach nicht der Grund der Proteste.

«Rein ökonomisch betrachtet ging es 1965 in den Vereinigten Staaten wahrscheinlich nur wenigen schwarzen Gemeinschaften so gut wie Watts. Wenn man die Ausschreitungen von 1967 in Detroit betrachtet, stellt man fest, dass die Einkommen der Aufrehrer deutlich höher waren als die der nicht am Aufruhr Beteiligten [...]. Und so sind auch die Studentenunruhen häufig in jenen akademischen Zentren (wie Berkeley, Columbia, Wisconsin, Cornell, Harvard und Swarthmore) am heftigsten gewesen, in denen die Lebens- und Studienbedingungen zu den besten überhaupt zählten.»¹²

Indem sie die Protestbewegung im eigenen Land mit Aufständen in Asien in einen Topf warfen, wandten sich diese beiden prominenten *RAND*-Experten gegen das liberale Paradigma der Sozialtechnologie – gleichermaßen auf Indochina wie auf die Ghettos amerikanischer Großstädte bezogen. Die Think Tank-Variante der «rational choice»-Theorie trat für eine «Befriedung» von Aufständischen ein, bei der all jenen ein schmerzlich hoher Preis auferlegt wurde, die zum Widerstand gegen die Staatsgewalt anstachelten, diesen unterstützten oder stillschweigend billigten, ganz gleich, ob dies in vietnamesischen Dörfern, in den Ghettos amerikanischer Städte oder an den Universitäten geschah. Programme wie «Herzen und Köpfe» in Vietnam, Lyndon B. Johnsons umfassendes Reformprogramm der «Great Society» oder die Redefreiheit auf dem Universitätscampus belohnten angeblich die Rebellion und radikalisierten sie damit nur noch weiter. Aufstände jeglicher Art unter Kontrolle zu bringen, bedeutete, unnachgiebig auf Abschreckung statt auf Überzeugungsarbeit zu setzen.

Wie die Untersuchung von Leites und Wolf nahelegt, erstreckten sich die positiven Aspekte der Marktkräfte nicht auf die globale Arena. Dort herrschte die permanente Konfrontation; die internationalen Beziehungen waren eine Welt, die nach den Regeln von Hobbes funktionierte. Dabei dienten die traumati-

12 Leites und Wolf Jr.: *Rebellion and Authority: An Analytical Essay*, S. 17f.

- 13 Albert Wohlstetter: The Delicate Balance of Terror, in: Foreign Affairs, Jg. 37, Nr. 2 (Januar 1959), S. 230.

schen Ereignisse des 20. Jahrhunderts den Think Tank-Experten als Richtschnur. Obwohl die atomare Revolution ein neues Zeitalter eingeleitet hatte, blieb der Zweite Weltkrieg die Schablone, anhand derer man die Zukunft vorherzusagen suchte. Der japanische Überraschungsangriff auf Pearl Harbor sowie Nazideutschland als exemplarische autoritäre Herausforderung der Demokratie standen im Hintergrund aller Antworten, die die Denkfabriken auf die neuen globalen Probleme zu geben versuchten.

Nirgendwo tritt diese seltsame Mixtur aus politischer Ökonomie, «rational choice», einer Hobbesschen Weltsicht und einem teleologischen Verständnis der Vergangenheit deutlicher zutage als in den Studien, die auf Albert Wohlstetter zurückgehen – für seine Rivalen wie für seine Jünger gleichermaßen der wohl einflussreichste Think Tank-Denker überhaupt. Wohlstetters erste große Arbeit als Analytiker bei *RAND* enthüllte, wie außerordentlich verwundbar die amerikanische Atomstreitmacht in den fünfziger Jahren war. In dieser berühmt gewordenen Untersuchung der Luftwaffenstützpunkte an vorderster Front bezeichnete er die räumliche Nähe des Einsatzgeschwaders des Strategischen Luftwaffenkommandos (SAC) zum Territorium der Sowjetunion als extrem gefährlich; dabei galt dieses doch angeblich als ultimative Abschreckung eines skrupellosen Gegners. Die Situation erinnerte Wohlstetter an ein «altmodisches Pistolenduell im Westen», bei dem jede Seite unter dem Druck steht, schneller zu ziehen als der Gegenspieler. Die Sowjets, so sein Argument, würden sich naturgemäß gezwungen fühlen, ihre Angst vor einem von den Vorposten des amerikanischen Militärs an ihrer Grenze geführten Überraschungsangriff durch einen Präventivschlag gegen die furchteinflößenden, aber erstaunlich verwundbaren und unzureichend geschützten strategischen Streitkräfte der Amerikaner zu lindern. Umgekehrt könnten manche amerikanischen Entscheidungsträger aus dem gleichen Grund der Idee eines Überraschungsangriffs kaum widerstehen, ja sie angesichts der Skrupellosigkeit des Feindes vielleicht für vorausschauend halten. Womöglich erschien es «jeder Seite als Risiko, *nicht* zu versuchen, die andere zu zerstören, bzw. dies aufzuschieben, weil sie einen Erstschlag nicht nur unversehr überleben kann, sondern weil dies die einzige Möglichkeit ist, vernünftigerweise darauf zu hoffen, überhaupt zu überleben».¹³

In dieser düsteren Hobbesschen Darstellung des globalen Kräftemessens waren die Gegenspieler zwanghaft darauf versessen, den Feind zu zerstören, und eine rationale Militärmacht musste auf jeden Fall die Gelegenheit ergreifen, den Widersacher außer Gefecht zu setzen, wenn die beim Rivalen angerichteten Schäden einen nennenswerten Vergeltungsschlag so unwahrscheinlich wie nur möglich machten. Mit Verweis auf Pearl Harbor argumentierte Wohlstetter, dass eine schlecht geschützte strategische Streitmacht auch dann noch eine unwiderstehliche Verlockung zu einem Angriff darstellte, wenn die Wahrscheinlichkeit eines Gegenschlags hoch blieb. Wenn ein Krieg auf beiden Seiten als unausweichlich galt, erschien es als konsequente Entscheidung, den ersten Zug zu machen.

Angeleitet von Wohlstetters *RAND*-Forschungen wurden die strategischen Streitkräfte der Vereinigten Staaten in Bunker tief im amerikanischen Festland verlegt, um die Gefahr eines Überraschungsangriffs zu verringern. Das war aber nur der erste Schritt in den ambitionierten Plänen der Denkfabriken für das Udenkbare. Ungefähr zur gleichen Zeit, als Wohlstetter die Stützpunkte des Landes untersuchte, fand unter Leitung des *RAND*-Analytikers Bruno Augenstein die Entwicklung von Interkontinentalraketen statt. Augenstein und sein Team lieferten die notwendigen Berechnungen für Präzisions-Lenksysteme, Raketentechnologie, Waffen mit hoher Sprengkraft und Wiedereintrittstechnologie. Eine komprimierte Fassung seiner Arbeit erschien bereits 1954 in einem *RAND*-Report, der weithin als Gründungsmanifest für die Konstruktion von Interkontinentalraketen im Besonderen und das Raketenzeitalter im Allgemeinen gilt. Auf den ersten Blick scheint es sich lediglich um ein technisches Dokument zu handeln. Tatsächlich aber ist der Bericht von einem Subtext geprägt, in dem Krieg unausweichlich war. Mochte er auch fern sein, so ging die Entwicklung neuer und leistungsfähigerer Waffensysteme doch von dem Eventualfall aus, tatsächlich einen Atomkrieg führen zu müssen.¹⁴

Am Anfang des Atomzeitalters hatten einige *RAND*-Forscher, die noch nicht in quantitativen Kategorien dachten, geglaubt, die wahllose Zerstörungskraft der Atomwaffen hätte den Hauptzweck der Militärstrategie von der Fähigkeit zum Führen eines Krieges

14 Bruno Augenstein: A revised development program for ballistic missiles of intercontinental range, Rand, Santa Monica 1954.

- 15 In Foreign Policy kritisierte Colin Gray den falschen Gott eines «ökonomischen Konfliktmodells». Gray prangerte die Beschränktheit solcher Modelle an, die eine ganze Reihe von nichtquantifizierbaren Faktoren außer Acht ließen, wie etwa die komplexen, sich wandelnden kulturellen Loyalitäten mit ihren oft chaotischen und nichtquantifizierbaren Folgen. Vgl. Colin Gray: What Rand Hath Wrought, in: Foreign Policy 4 (Herbst 1971), S. 111.

in die Entwicklung von Strategien zur Vermeidung eines bewaffneten Konflikts verlagert. Derart unkonventionelle Überlegungen wurden seit Mitte der fünfziger Jahre durch eine aggressive Generation von Nuklearstrategen beiseitegedrängt, für die die beste Strategie, einer atomaren Auseinandersetzung zuvorzukommen, darin bestand, sich auf einen unmittelbar bevorstehenden Atomkrieg vorzubereiten. In der durch den Kalten Krieg bestimmten Logik der Think Tanks ließ sich Abschreckung so am besten erreichen.

Ihre Annahmen über eine globale Auseinandersetzung stützten die Think Tanks mit quantitativen Argumentationen. Weil die Kunden der Denkfabriken in erster Linie ihre militärischen Gönner waren, wurde die Prämisse, Spannungen zwischen den Supermächten könnten auch mit nichtmilitärischen Mitteln gelöst werden, von vornherein aus der Diskussion ausgeschlossen. Somit führte die symbiotisch enge Beziehung zwischen Forschern und Geldgebern faktisch zu einer Militarisierung eines politischen Problems, das vielleicht auch mit anderen Mitteln zu lösen gewesen wäre.

Die konfliktorientierten Modelle der atomaren Kriegsführung waren einer Art statistischem Fatalismus unter bewusster Ausblendung nichtquantifizierbarer Faktoren unterworfen. Das Spektrum möglicher Entscheidungen im Atomzeitalter wurde de facto unter Absehung von jeglichen moralischen Imperativen oder ethischen Hemmnissen modelliert. Eine Wahl war zwischen verschiedenen Zahlengrößen zu treffen; die moralischen, politischen und psychologischen Dilemmata, die zu einer jeden existenziellen Krise gehören mussten, bei der das Schicksal der Nation auf dem Spiel stand, wurden dagegen bewusst ignoriert.¹⁵

Entgegen ihrem Anspruch auf wissenschaftliche Objektivität, den sie mit quantitativen Methoden unterstrichen, steckten solche Modelle statistischer Wahrscheinlichkeiten voller fragwürdiger Grundannahmen. Allein schon die Vorstellung, die zeitgenössischen globalen Spannungen ließen sich auf eine mathematische Gleichung reduzieren, mit der sich der Einsatz von Waffen berechnen ließ, schloss Alternativen zur Strategie, einen siegreichen Atomkrieg zu führen, aus. Die bei RAND und anderswo ersonnenen quantitativen Modelle fußten auf einer Vielzahl unzureichend

analysierter politischer Annahmen. Ihre Kritiker hielten den Vertretern der Think Tanks blinde Zahlengläubigkeit sowie die Quantifizierung nichtquantifizierbarer Gegenstände vor, um «das Subjektive objektiv zu machen und sich auf die Sprache der Wahrscheinlichkeitsrechnung zu berufen, wo keine Wahrscheinlichkeiten auszumachen sind».¹⁶ Ob sie sich nun einfach in ihre Lieblingsprojekte versenkten oder von anderen Dämonen getrieben wurden, jedenfalls brachten die Think Tank-Experten immer gewagtere militärische Lösungsvorschläge vor, die eins zur Folge hatten: Sie gewöhnten ihr Publikum an den Gedanken, dass von einer nuklearen Pattsituation Gefahr für Amerika drohte. Fast den ganzen Kalten Krieg über akzeptierten die militärischen Kunden, die zivilen Vorgesetzten und der überwiegende Teil der Öffentlichkeit die Prämisse, dass eine atomare Strategie mehr als nur eine von vielen hypothetischen Lösungen für die Konfrontation der Supermächte war. In der Welt, die die Abschreckungstheoretiker geschaffen hatten, war die Abschreckung vom bescheidenen Status eines Ansatzes unter vielen, wie die Konfrontation der Supermächte beendet werden könnte, zu einem unumstößlichen Paradigma erhoben worden, das das Denken im Atomzeitalter beherrschte.

So normalisierten die Think Tanks die nukleare Option – und machten ihr tatsächliches Eintreten damit wahrscheinlicher.¹⁷ Keine der typischen *RAND*-Lösungen – leicht zerstörbare Flugzeuge sicherer unterzubringen oder einer besonders gut geschützten Vergeltungskapazität den Vorzug vor der Fähigkeit zum Erstschlag zu geben – ergab einen Sinn, solange man nicht annahm, dass Alternativen wie zum Beispiel Abrüstungsbemühungen kein lohnendes Ziel darstellten. Die Strategen der Think Tanks verzichteten voreilig darauf, ernsthaft Alternativen zu erwägen. Sie trugen so «dazu bei, den Kurs der Nuklearpolitik in der Welt zu bestimmen».¹⁸

Die wissenschaftliche Pose, in die sich die Think Tank-Strategen warfen, lebte von rein hypothetischen Modellen des Feindverhaltens. Die Forscher verfügten über keinerlei Daten, wie man sie bei der Konstruktion eines Modells erwarten würde; Daten über eine atomare Kriegsführung konnte es schließlich nicht geben. Daher griffen die Strategen ungeniert auf abstrakte Auslegungen theoretisch möglicher, psychologisch jedoch höchst

16 Philip Green: *Deadly Logic. The Theory of Nuclear Deterrence*, Ohio 1966, S. 37.

17 Philip Green: *Strategy, Politics, and Social Scientists*, in: Morton A. Kaplan (Hg.): *Strategic Thinking and Its Moral Implications*, Chicago 1973, S. 51.

18 Ebd., S. 61.

19 Green: Deadly Logic, S. 90.

unwahrscheinlicher menschlicher Verhaltensweisen zurück, die sie aus abstrakten Überlegungen bezogen und nicht aus der Untersuchung des Verhaltens realer politischer Entscheidungsträger in der globalen politischen Arena.

Indem sie behaupteten, dass es sich bei Entscheidungen im Grunde um ein mathematisches Problem handelte, das am besten von ausgebildeten Ökonomen bearbeitet würde, wichen die Denkfabriken den moralischen, politischen und psychologischen Dilemmata aus, die zu jeder existenziellen Krise gehören. Konnte man zum Beispiel bei den politischen Führern rationales Verhalten auch unter Stress und während einer existenziellen Krise einfach voraussetzen? In welchem Maß war Rationalität eine universelle Eigenschaft, als die *RAND* und andere sie definierten? Oder variierte sie je nach Kultur und Überzeugungssystemen? Weil solche Variablen zu chaotisch waren, um in ein standardisiertes mathematisches Modell überführt zu werden, taten die Think Tank-Strategen sie einfach ab. Stattdessen konzentrierten sie sich ausschließlich auf das, «was angeblich kommensurabel und berechenbar ist; mithin auf genau das, was im Vergleich mit politischen und moralischen Fragen von zweitrangiger Bedeutung ist».¹⁹ In der Welt der Nuklearstrategen sollte eine professionell gehandhabte Strategie einander überbietender Drohungen wie von Zauberhand jenes schwankende und unvorhersehbare Verhalten zum Verschwinden bringen, das man bei der historischen Analyse realer Kriege fand.

Bis zu einem gewissen Punkt verdankten sich diese problematischen Annahmen der Think Tank-Wissenschaftler ihrer Geringschätzung der modernen Universität. Die Think Tanks propagierten eine bestimmte Form von angewandter Forschung sowie die Einebnung der für den Großteil der universitären Wissenschaft charakteristischen Kluft zwischen Theorie und Praxis. Im Nachhinein lässt sich auf die offensichtlichen Vorteile dieser epistemologischen Kluft verweisen und darauf, wie riskant es ist, sie einfach zu überbrücken. Dass der Gelehrte der Welt der Praxis enthoben war – eine der angeblichen Hauptschwächen der Universität, wie die Experten in den Denkfabriken meinten –, bildete in Wirklichkeit eine entscheidende Voraussetzung für echten Erkenntnisgewinn. Man könnte argumentieren, dass eine ver-

nünftige Gestaltung von Politik nur stattfinden kann, wenn die Konstruktion von Modellen nicht mit der Formulierung politischer Rezepte vermischt wird. Der Versuch, nicht von politischen Interessen geleitete Gelehrsamkeit mit den großen Weltproblemen zu verschmelzen, kontaminierte die natürliche Entwicklung innovativen Wissens mit unwissenschaftlichen Annahmen.

Die teleologische Vorstellung von der Vergangenheit, wie sie in den Think Tanks gepflegt wurde, mag hierfür als typisches Beispiel stehen. Dass sie mit München, Pearl Harbor oder sonstigen Schlüsselereignissen der jüngsten Vergangenheit aufwarteten, veranschaulichte die intellektuellen Grenzen der amerikanischen Nuklearstrategen. So verwandelte sich «eine mögliche Bedrohung» in «eine wirkliche Bedrohung, die uns dazu zwingt, erst exotische Nuklearstrategien hervorzuzaubern und diese dann auch ernst zu nehmen».²⁰ Dass sie sich auf diese Weise die politische Weltsicht der schärfsten Falken im amerikanischen außenpolitischen Establishment unbefragt zu Eigen machten, erklärt die Resonanz, auf die die Strategen der Think Tanks im Kalten Krieg stießen.²¹ Die Vertrautheit und nicht etwa die Kreativität ihrer Thesen bewirkte, dass die Vision der Think Tanks in Politik und Gesellschaft so positiv aufgenommen wurde.

Dies war die strukturelle Schwäche der Think Tanks. Was letztlich zu ihrer Travestie führte, war dieser Mangel an originellem Denken und der Rückgriff auf die erschöpften und problematischen Konzepte früherer Kriege. Eine luftgestützte Strategie für einen Atomkrieg offenbarte ein reichlich schwerfälliges Denken, nicht die Arbeit großer Geister, ob diese nun manichäisch, realistisch oder sonstwie gesonnen waren. Eine solche Strategie stellte in Wirklichkeit nichts anderes dar als die einfallslose Fortführung der Luftangriffe aus dem Zweiten Weltkrieg, für die die Flächenbombardierungen Dresdens und Tokios die Extrembeispiele boten. Atomare Sprengkörper auf feindliche Ziele herabregnen zu lassen – was den Unterschied zwischen einer Gegenschlagsstrategie mit rein militärischen Zielen und einer Bombardierung von Städten angesichts des in beiden Fällen zu erwartenden Massensterbens irrelevant machte –, war nichts weiter als eine Neuauflage der Flächenbombardements des Zweiten Weltkriegs.

20 Green: *Strategy, Politics*, S. 58.

21 Ebd., S. 63.

- 22 Ebd., S. 62.
- 23 Bruce Kuklick:
Blind Oracles: Intellectuals
and War from Kennan to
Kissinger, Princeton 2006.
- 24 Michael Hardt und Antonio
Negri: Multitude. Krieg
und Demokratie im Empire,
Frankfurt/Main 2004,
S. 368.

Der vordergründige Bruch mit den verknöcherten Strukturen der akademischen Welt wurde letztlich von einem tiefen gesellschaftlichen und politischen Konservatismus getragen. Trotz ihres gelegentlich aufblitzenden innovativen Denkens waren die Think Tanks im Kalten Krieg vor allem darin vertieft, Probleme im Rahmen eines Paradigmas zu lösen, das sie nicht selbst geschaffen hatten. Im Kernbereich des strategischen Denkens übernahmen sie die Grundannahmen des von Arthur M. Schlesinger 1949 so bezeichneten, stramm antikommunistischen «vital center», die offizielle Weltansicht Washingtons im Kalten Krieg, die die Think Tank-Forscher lediglich pseudowissenschaftlich unterfütterten. Sie brachten der Weltdeutung, die der nationalen Nuklearstrategie zugrunde lag, «die sorglose Zustimmung unkritischer Leidenschaft» entgegen.²²

Wie Bruce Kuklick in *Blind Oracles* festhält, fanden die Vertreter der Denkfabriken Zugang zur Macht, weil sie das, was ihre Herren ohnehin dachten, besser formulierten und mit dem Anstrich wissenschaftlicher Beglaubigung versahen.²³ «The best and the brightest», wie der berühmte Titel von David Halberstams Buch über die liberale intellektuelle Elite des Vietnamkrieges lautet, erschlossen keine neuen Wege, sondern verschafften lediglich konventionellem Denken elegante Begründungen.

Der Niedergang der Denkfabriken des Kalten Kriegs hing mit der wachsenden Einsicht in diese Grenzen der Objektivität im strategischen Denken zusammen. Liberale Politiker schienen zunehmend entsetzt von immer neuen Enthüllungen über den militärisch-industriellen Komplex, in dem der Krieg – «von einem Instrument der Politik, das man als letztes Mittel zur Anwendung brachte», wie Michael Hardt und Antonio Negri schreiben – zur «Grundlage» der globalen Strategie Amerikas geworden war.²⁴ Politiker der Rechten hingegen lehnten die staatliche Finanzierung ziviler Strategen ab, die sich der Kontrolle durch den Kongress entzogen und sich in brisante innenpolitische Themen einmischten. Aus unterschiedlichen Gründen, aber getrieben von der gemeinsamen Wahrnehmung, dass die regierungsgeförderte Forschung erheblichen Einfluss auf die Politik ausübte, machte eine große Koalition im Kongress der Finanzierung dieser intellektuellen Apparate des Verteidigungsestablishments ein Ende.

Die *RAND Corporation* reagierte darauf mit einer Metamorphose. Sie erweiterte ihren politischen Horizont. Von den siebziger Jahren an verdingten sich ihre Mitarbeiter als strategische Berater in Bereichen wie Stadtplanung und Schulpolitik. Die Welt der Think Tanks erlebte erhebliche Veränderungen. Nachdem die Think Tanks von dem Anspruch der Objektivität erlöst waren, schossen in der politischen Landschaft Amerikas offen parteipolitische Denkfabriken wie Pilze aus dem Boden. Anders als im Kalten Krieg, als die Nähe zur Luft- und Raumfahrtindustrie in der «Sunbelt»-Region das Wirken der Think Tanks vor allem auf den Westen der Vereinigten Staaten konzentriert hatte, siedelte sich die neue Generation von Think Tanks, zu denen auch eine Außenstelle der erneuerten *RAND Corporation* zählte, im «Beltway» Washingtons an. Sie verabschiedeten sich von dem multidisziplinären und thematisch breiten Ansatz, für die der Think Tank im Kalten Krieg gestanden hatte. Die neuen Denkfabriken konzentrierten sich auf enge politische Themenfelder und richteten sich an ein begrenztes Publikum – ein Reflex der Interessengruppen, die diesen neuen Aufschwung der Think Tanks begünstigten und die dort betriebene, von ihren politischen Interessen geleitete Forschung finanzierten. Und doch ist der Aufstieg des parteipolitischen Think Tanks nicht unbedingt als Bruch mit älteren Praktiken zu verstehen, wie dieser Essay zeigen sollte: Die neuen Think Tanks bekennen sich offen zu den Grenzen objektiver Forschung, an deren Überwindung die Think Tanks des Kalten Krieges gescheitert waren. Der politische Legitimationszweck, dem auch die Denkfabriken des Kalten Krieges verpflichtet waren, tritt bei den heutigen Think Tanks unübersehbar zutage.

Aus dem Englischen von Michael Adrian

Die Blindheit der Macht

Über den subjektiven Mehrwert alteuropäischer Beratung

- 1 Justin Stagl: Eine Geschichte der Neugier. Die Kunst des Reisens 1550–1800, Wien, Köln, Weimar 2002, S. 25f.; Verena Postel: *Communiter ino consilio. Herrschaft als Beratung*, in: Martin Kaufhold (Hg.): *Politische Reflexion in der Welt des späten Mittelalters*. Leiden 2004, S. 1–25.
- 2 Werner Eck: Der Kaiser und seine Ratgeber. Überlegungen zum inneren Zusammenhang von *amici, comites* und *consilarii* am römischen Kaiserhof, in: Annette Kolb (Hg.): *Herrschaftsstrukturen und Herrschaftspraxis. Konzepte, Prinzipien und Strategien der Administration im römischen Kaiserreich*, Berlin 2006, S. 67–77.
- 3 Vgl. Jürgen Hannig: *Consensus fidelium. Frühfeudale Interpretationen des Verhältnisses von Königtum und Adel am Beispiel des Frankenreichs*, Stuttgart 1982.
- 4 Wolfgang Reinhard: *Freunde und Kreaturen. ›Verflechtung‹ als Konzept zur Erforschung historischer Führungsgruppen*, in: ders.: *Ausgewählte Abhandlungen*, Berlin 1997, S. 289–310.

Gelegentlich kann man bezweifeln, ob Politikberatung dazu beiträgt, Entscheidungsprozesse zu rationalisieren. Sicher ist, dass sie Entscheidungen ›sozialisiert‹, denn bei Beratungsprozessen versammelt sich ein Kreis ausgewählter Personen um den Entscheider: Ein König, Papst oder Minister umgibt sich dann mit Ratsherren, Kardinälen, Staatssekretären oder mit ›Experten‹. Politikberatung ist daher auch keineswegs eine Erfindung des Zeitalters der Vernunft, sondern wohl so alt wie Politik an sich. Schon in archaischen Gesellschaften kam es bei wichtigen Anlässen, wie etwa bei Entscheidungen über Krieg und Frieden, zu politischen ›Umfragen‹ unter herausgehobenen Mitgliedern der Gesellschaft.¹ Ähnliches kennen die Antike und das Mittelalter, wobei der jeweilige Grad an Institutionalität des Kreises der Ratgeber stark variiert, die Funktionen aber vergleichsweise stabil bleiben.² Es ging dabei niemals bloß um das Zusammentragen von Erfahrungswissen, also um eine höhere Rationalität der Entscheidung, sondern immer auch um das Festigen der politischen Bindung der zusammentretenden Personen, also um Loyalität und ›Gefolgschaft‹.³

Politischer Erfolg basiert üblicherweise auch heute nicht einfach auf der Maximierung der Rationalität von Entscheidungen, etwa durch intensive Beratung (*consilium*), sondern immer auch auf der Pflege eines Kreises an Getreuen, die entsprechende Entscheidungen mittragen und durchzusetzen helfen (*auxilium*). In der Konsequenz wird man davon ausgehen, dass es keine allmächtigen Herrscher in dem Sinne gibt, dass jemand seine Macht ›ungeteilt‹ ausüben könnte. Immer hat er Partizipationen kleinerer oder größerer Art zuzulassen.⁴ Für den Absolutismus hat man dies in einer heute übertrieben anmutenden Geste der Zurückweisung des Begriffes bereits festgestellt: Dass absolutistische Herrscher nie ›absolut‹ waren, mochte wohl auch nur deshalb so zu überraschen, weil dieser Begriff ja selbst ostentativ die Herausgelöstheit des Herrschers postulierte. Man muss hier jedoch etwas hartnäckiger nachfragen: War bloß der Begriff Absolutismus falsch gewählt oder ist diese Begriffswahl signifikant, weil sie auf eine sehr viel grundsätzlichere Problematik hinweist, auf eine Art ›Lebenslüge‹ der Moderne, die darin besteht, die klare Trennbarkeit der Rationalität und Soziabilität von Politik und ihren Entschei-

dungen zu behaupten. Dieses Trennbarkeitspostulat mag in der politischen Praxis seinen guten Zweck besitzen, hält es doch die Aufmerksamkeit für die Zielgröße «rationales Handeln» hoch. Doch hat es eben auch einen nicht so guten Zweck, nämlich den, von dem konstitutiven Faktum beständiger Vermischungen von Rationalität und Soziabilität abzulenken. Es produziert gewissermaßen eine schützende Außenhaut des Politischen, die den analytischen Blick aufhält und mit Eindrücken von scheinbar höchst rationalen und objektiven Abläufen beschäftigt, während der Stoffwechsel der Machtpartizipation – der Austausch kleiner und größerer Vergünstigungen – subkutan um so ungestörter ablaufen kann.

In der Logik des Trennbarkeitspostulats weisen wir Institutionen der Politikberatung der Rationalitätsseite zu. Sie treten mit dem Versprechen an, «unparteiliche» Experten an der politischen Entscheidungsfindung teilhaben zu lassen, können aber faktisch ebenso gut an der schützenden Außenhaut des Politischen mitwirken, wodurch politische Entscheidungen auf eigentümliche Weise intransparent werden und Verantwortungen verschwimmen. Ich plädiere daher dafür, dieses Phänomen nicht maßgeblich entlang der Oppositionen *rational/irrational* oder *subjektiv/objektiv* zu verhandeln, so als gelte es, in der Analyse das auseinanderzuhalten, was man aus kategorischen Gründen eben nicht vermengt sehen will. Auch können wir uns nicht damit zufriedengeben, das Rationale und Objektive als Erbe der Aufklärung, das sich darin ständig einnistende Subjektive als Relikt der Vormoderne darzustellen. Entsprechende Analysen beobachten Anteilsverschiebungen im historischen Prozess, als handele es sich um ein Nullsummenspiel, in dem das Prinzip politischer Rationalität (wenn auch ärgerlich retardierend und langsam) gegenüber vormodernen politischen Bindungen (an Familien oder Konfessionen) Boden gutmacht. Methodisch realistischer, d. h. weniger an den Postulaten als an der Phänomenologie des Politischen orientiert, erscheint es mir, das spezifische Surplus der prinzipiellen Vermengung beider Anteile zu rekonstruieren, also die Ambivalenz selbst als historischen Entwicklungsfaktor in den Mittelpunkt zu rücken. Die Leitfragen müssen dann lauten: Woher rührt die grundsätzliche Doppelbödigkeit politischer Sprache und Handlung, also ihr Spiel mit objektiven und subjektiven Handlungsgründen? Besitzt sie

- 5 Leyes de Partida, part. II.,
tít. I, ley 3.
- 6 Aristoteles, Politik, Buch 3,
Kap. 16.

konstitutive Vorteile? Und: Welche spezifische Funktion haben in diesem Spiel Beratungsgremien? Um hier zu Antworten zu gelangen, muss man sich zunächst eine Aporie politischer Kompetenz verdeutlichen: Herrschaft tendiert aus legitimatorischen Gründen zu einer Idealisierung ihrer Chancen, allsichtig zu handeln. Sie kann dieses Ziel jedoch niemals erreichen.

Die Blindheit des Königs im Kreise seiner Seher

Das Ausgangsproblem lässt sich mit einem Zitat aus den *Siete Partidas* Alfons' des Weisen von Kastilien (1252–1284) beleuchten:

«Weil er [der König] weder alleine sehen könnte, noch die Dinge erledigen, ist er zwangsweise auf die Hilfe anderer angewiesen, auf die er vertraut, die an seiner statt das vollziehen, was er für sich allein nicht machen könnte, indem sie die Macht gebrauchen, die er ihnen verliehen hat.»⁵ Drei Grundelemente des Politischen werden hier aufeinander bezogen: Aus dem Reichweitenproblem des Königs als einzelner Mensch wird die Notwendigkeit abgeleitet, Teile der Macht Dritten zu überlassen. Als entscheidendes Bindemittel gilt Vertrauen. Entsprechende Analysen finden sich in der Vormoderne immer wieder. Sie beziehen sich häufig auf eine knappe Stelle bei Aristoteles, in der er Argumente gegen das Königtum aufführt und dabei bemerkt, dass Monarchen «sich viele Augen, Ohren, Hände und Füße» herstellen, indem sie «Freunde zu Mitherrschern machen».⁶ Wichtiger als die ideengeschichtliche Herleitung ist die konstante Geltung dieses Phänomens. Denn das Reichweitenproblem des Herrschers und die Notwendigkeit der Übertragung von Macht auf Dritte stellen keinen Defekt unvollkommener Machtkonzentration dar, also etwa ein bloß technisches (und damit vormodernes) Problem. Die Mittelbarkeit der Machtausübung ist vielmehr unvermeidbar und sie wächst mit dem Umfang von Herrschaft beständig weiter an, da sich dabei notwendigerweise immer mehr «Mittler» dazwischenschalten. Sie setzen nicht nur im Namen des Herrschers dessen Willen durch, sondern werden auch zu Beobachtern und Berichterstatern, die schließlich mehr und mehr die unmittelbare Wahrnehmung des Herrschers durch eigene Schilderungen ersetzen, also an seiner statt nicht nur vor Ort handeln, sondern auch beob-

achten. In der Metaphorik und Emblemik der Vormoderne werden königliche Amtsträger dementsprechend als Hände, aber auch als Augen und Ohren des Herrschers dargestellt. Carl Schmitt thematisierte dieses Paradoxon einer mit wachsender Macht zugleich mitwachsenden Mittelbarkeit der Macht, also die Konsequenzen der schon bei Alfons dem Weisen beschriebenen Konstellation:

«Vor jedem Raum direkter Macht bildet sich ein Vorraum indirekter Einflüsse und Gewalten, ein Zugang zum Ohr, ein Korridor zur Seele des Machthabers [...]. Je mehr die Macht sich an einer bestimmten Stelle, bei einem bestimmten Menschen oder einer Gruppe von Menschen wie in einer Spitze konzentriert, um so mehr verschärft sich das Problem des Korridors und die Frage des Zugangs zur Spitze. Um so heftiger, verbissener und stummer wird dann auch der Kampf unter denjenigen, die den Vorraum besetzt halten und den Korridor kontrollieren [...]. In demselben Maße, in dem sich ein Macht-Raum zusammenzieht, organisiert sich sofort auch ein Vorraum zu dieser Macht [...]. Der Korridor schneidet ihn vom Boden ab und hebt ihn wie in eine Stratosphäre hinein, in der er nur noch diejenigen erreicht, die ihn indirekt beherrschen.»⁷

Die Korridore der Macht sind also, wenn wir Carl Schmitt folgen, nicht nur unvermeidliche Zonen der politischen Einflussnahme. Sie sind nicht bloß Signal für eine Verunmittelbarung der Macht, sondern eben selbst bereits eine Quelle des Sicht- und Realitätsverlust des Herrschenden. Denn diese Beratung wird immer politischen Charakter besitzen, also von Interessen bewegt sein, niemals bloß «objektiv» Tatsachen und Gründe vortragen. Sie wird den Herrscher also partiell immer auch «blenden», anstatt ihn zu informieren. «Welche Blindheit, welche Unkenntnis des Fürsten», so analysierte der spanische Spätscholastiker Juan de Mariana die Wahrnehmungssituation des Monarchen, «der eingesperrt in seinen Palast wie in einer Höhle, die Einzelheiten nicht mit eigenen Augen betrachten kann? [...] Wer sollte unter dem ständigen Applaus der Höflinge die Wahrheit erkennen, unter den Lügen und Betrügereien der Diener, die alles ihren persönlichen Interessen anpassen?»⁸

7 Carl Schmitt: Gespräch über die Macht und den Zugang zum Machthaber, Berlin 1994, S. 18–20.

8 Juan de Mariana: De rege et regis institutione libri III, Toledo 1599, S. 28f. (Buch I, Kap. 2).

- 9 Othmar Hageneder: Probleme des päpstlichen Kirchenregiments im hohen Mittelalter (Ex certa scientia, non obstante, Registerführung), in: *Lectiones eruditorum extraneorum in facultate philosophica Universitatis Carolinae Pragensis factae*, Faszikel 4, 1995, S. 49-77, S. 62.

Die Blindheit wächst mit dem Umfang der Macht. Neben dem Reichweitenproblem ist dafür eine Art Gravitationseffekt der Interessen verantwortlich: Denn um so mehr Macht – verstanden auch als Distributionsmacht über Güter, Ämter und Pfründen – sich an einem Punkt versammelt, um so stärker wird dieser Punkt mit Interessen derer beschickt werden, die diese Güter, Ämter oder Pfründen haben wollen. Die Konzentration von Macht ist daher dysfunktional bezüglich ihrer eigenen Chancen, rational zu entscheiden und zu handeln. Wie sehr sie sich nämlich auch immer um «objektive» Information bemühen wird: Sie ist die wichtigste Zielscheibe subjektiver Interessen im ganzen Land. Sie ist schlichtweg zu attraktiv, um nicht betrogen zu werden. Man kann entsprechende Effekte schon zu Beginn der Zentralisierung des Papsttums im 12. Jahrhundert beobachten. Papst Gregor VIII. klagte 1187 darüber, dass er das «Geschrei und Gemurre» der herbeiströmenden Menschen nicht mehr aushalte. Von überall kämen Bittsteller, die die Päpste nötigten, sich mit lauter Kleinigkeiten zu beschäftigen und die Zeit für Bedeutenderes raubten. Die Kurie war gezwungen, laufend Gnadenerweise zu erteilen und in die Privilegien das hineinzuschreiben, was ihr von den Bittstellern vorgetragen wurde.⁹ Die Umstände politischer Arbeit im Zentrum der Macht haben sich bis heute in diesem Punkt kaum geändert, was hier jedoch vor allem deshalb interessiert, weil diese Umstände auch die Arbeitsbedingungen und Funktionen von Expertengremien betreffen. Diese mögen sich noch so sehr um Objektivität bemühen. Aber sie arbeiten in einer Zone höchsten Interessendrucks, auf den «Korridoren der Macht», so dass jede wissenschaftliche Äußerung sofort auf politischen Boden fällt. Man könnte nun emphatisch hervorheben, dass wissenschaftliche Beratung ja wenigstens den Versuch unternimmt, Objektivität auf dem Feld des Politischen zur Geltung zu bringen. Doch übersähe man dabei erstens das Camouflagepotential entsprechender Maßnahmen: Denn unabhängig von ihrem konkreten Output tragen sie zur Legitimation politischer Handlungen bei, indem sie Verfahrensrationalität vor Augen führen, also Unparteilichkeit dort zu inszenieren helfen, wo Parteien herrschen. Man übersähe zweitens – und dies erscheint mir folgenswerer –, dass es im Interesse von Herrschaft ist, über ein

spezifisches Mischverhältnis aus objektiven und subjektiven Handlungsgründen zu verfügen und diese (vergleichsweise beliebig) in Anwendung zu bringen. Die Widersprüche konkurrierender Geltungsgründe eröffnen Spielräume der Dezision. Schon um dem ‹Geschrei und Gemurre› der Bittsteller etwas entgegenzusetzen, wird man dankbar dafür sein, über Institutionen zu verfügen, die alternative Handlungslegitimationen produzieren.

Meine These ist, dass die Moderne an dieser Stelle eine Grundformation von Herrschaft lediglich leicht variiert, indem sie die Produktion alternativer Handlungslegitimationen unter das Banner wissenschaftlicher Objektivität stellt, ohne aber ein dauerhaftes oder tiefgreifendes Interesse an der Auflösung der Widersprüche zu entwickeln (wo sie es tut, tendiert sie zum Totalitarismus). Konstitutiv wäre demnach ein Widerspruch zwischen objektiven und subjektiven Handlungsgründen, dessen Aufrechterhaltung offensichtlich Vorteile verspricht. Worin liegt er begründet?

Zwei Masken der Macht

Im Grunde betrachten die vormodernen Autoren politische Beratung kühleren Blickes als es die modernen tun. Zumindest konzentrieren sie sich gleich auf das Problem der gerechten Gestaltung politischer Einflussnahme, ohne sich lange mit der Illusion einer quasi-wissenschaftlichen, interessefreien Beratung zu beschäftigen.¹⁰ Beratung des Herrschers wurde dabei als Voraussetzung von gerechter Herrschaft verstanden, nicht als Bedingung maximaler Rationalität der Entscheidungsfindung. Da sich von einem einzelnen Menschen keine Allsicht erwarten ließ, fiel dem Kreis der Königsnahen (und dann abgestuft den erweiterten Kreisen der Vermittler im Lande bis hin zu lokalen Amtsträgern) die Aufgabe zu, an seiner statt zu sehen und zu hören und ihn dann bei seinen Entscheidungen zu beraten.

Warum wurde diese Beteiligung Vieler am Sehen und Beraten des Herrschers als so entscheidend angesehen? Spanische Autoren des beginnenden 17. Jahrhunderts äußerten sich hierzu besonders deutlich, da sie gerade das Gegenteil beobachten konnten, nämlich eine Abschirmung des Königs durch einen einzelnen Günstling. Das Hauptproblem lag in einem solchen Fall nicht in vermin-

10 Einen Sonderfall stellt die Beratung durch Theologen dar. Die Notwendigkeit zur Beratung und die Bindung durch den Ratschlag des Theologen diskutiert ausführlich Francisco de Vitoria im Präludium der *relectio* ‹de indis›, vgl. Francisco de Vitoria: Vorlesungen. Völkerrecht, Politik, Kirche. Hg. von Ulrich Horst, Heinz-Gerhard Justenhoven u. Joachim Stüben. 2 Bde., Stuttgart 1995–1997, Bd. 2, S. 373–381.

- 11 Lothar Schilling:
Normsetzung in der Krise.
Zum Gesetzgebungsverständnis im Frankreich der Religionskriege, Frankfurt/M. 2005, S. 158.
- 12 «Muchos ministros ha de aver, para que aya muchas puertas, por donde entren los vasallos a su Principe.»
Andrés Mendo: Principe perfecto y ministros avisados, Lyon 1662, doc. LXVIII.

derter Rationalität von Herrschaft – mit einiger Wahrscheinlichkeit war der Günstling ohnehin intelligenter als sein Herr –, sondern in der damit einhergehenden Außerkraftsetzung macht-partizipatorischer Regulative.¹¹ Wenn nämlich ein Einzelner den Zugang zum Ohr des Königs kontrollierte, war dem Rest der Zugang erschwert und damit das im Idealfalle pluralistisch ausbalancierte Gewebe politischer Einflussnahmen durch mehrere Klientelverbände gefährdet. Der Zugang zum Ohr des Königs wurde jedoch als fundamentales Recht verstanden und Zugänglichkeit als Voraussetzung gerechter Herrschaft. «Viele Minister muss es geben», so der spanische Jesuit Andrés Mendo 1662, «damit es viele Türen gibt, durch die die Vasallen zu ihrem Fürsten gelangen können.»¹²

Verwirklicht wurde Zugänglichkeit von Herrschaft durch diverse Verfahren, wie das der Audienz und der Supplikation. Für den hohen Adel entwickelt sich das Prinzip der Zugänglichkeit des Fürsten aus dem feudalen Treueverhältnis, dann überführt in zeremonielle Privilegien der Granden, doch erforderte die Herausbildung fester Residenzen und professionalisierter Ratsgremien durch gelehrte Räte im Übergang zur Frühen Neuzeit eine Neujustierung politischer Kommunikation. Wichtig ist an diesem komplexen historischen Vorgang, dass sich damit ein fester Ring an Personen und Institutionen um den Herrscher etablierte. Diesem Ring fielen die ambivalenten Funktionen der Korridore der Macht zu – den Herrscher beständig zu informieren und doch auch permanent zu blenden. Es muss hier nicht darauf ankommen, ob sich einzelne Ratsherren mehr als Makler hereinströmender Interessen verstanden (und dafür bestechen ließen) oder sich dem Herrscher durch betonte Dienstbeflissenheit und Loyalität empfahlen. Wichtiger ist es, sich zu verdeutlichen, dass die Herrscher der Vormoderne nicht an einem wirklich «objektiven» Beamtentypus interessiert waren, der sich durch keinerlei Einflüsterungen von außen hätte bewegen lassen. Zwar war Bestechung verboten, doch schrieben viele Dienstanweisungen explizit vor, dass sich die Ratsherren gegenüber den Anliegen von Bittstellern betont freundlich und offen verhalten sollten. In Kastilien, wo sich das System königlicher Räte seit dem 14. Jahrhundert herausgebildet und unter den Katholischen Königen sachlich ausdiffe-

renziert hatte, besaßen königliche Ratsgremien administrative und judikative Funktionen, vor allem aber natürlich die Aufgabe, den König zu beraten. Dies geschah in Form mündlicher oder schriftlicher Konsultationen, bei denen dem König ein Vorschlag zur Lösung eines bestimmten Ansuchens oder politischen Problems vorgetragen wurde. War der König mit dem präsentierten Vorschlag einverstanden, konnte dieser fast im Wortlaut in eine königliche Urkunde einfließen, aus dem Ratschlag also Politik werden. Die Aufgabe der Ratsherren bestand also durchaus in Beratung des Königs, immer aber auch in der Weiterleitung und Umformulierung von Ansuchen, die aus der Peripherie des Reiches an den Hof drängten. Wie sie sich gegenüber Bittstellern und Interessenvertretern verhalten sollten, war durch die Dienstanweisungen geregelt. Den Ratsherren des für die amerikanischen Territorien zuständigen Spanischen Indienrates wurde 1571 vorgeschrieben, dass sie sich «an den Tagen und Stunden, in denen sie sich nicht im Rat befinden, in ihren Wohnungen aufhalten und dort den Negotianten eine einfache und angenehme Audienz gewähren, damit diese sie über ihre Geschäfte und Klagen informieren können.»¹³ Auch außerhalb der Dienst- oder Privatwohnungen war ihr Verhalten gegenüber Bittstellern genau festgelegt:

«Die Ratsherren des Indienrates lassen sich von den Negotianten und Prozeßführenden weder begleiten noch einen Dienst erweisen, es sei denn, auf dem Hin- oder Rückweg zum Rat, um ihnen eine Gelegenheit zu bieten, sie über ihre Geschäfte zu informieren. Nicht zu erlauben ist, daß die Negotianten ihre Frauen begleiten.»¹⁴

Diese Stelle ist hervorzuheben, weil sie den modernen verwaltungswissenschaftlichen Empfehlungen für Beamten nahesteht. Diese sollen sich nämlich als «zuhörende Bürokraten» erweisen. Doch soll dies nur in Maßen geschehen, würde doch sonst die administrative Effektivität wie auch die Aura der Unbestechlichkeit leiden, die das politische System ebenfalls legitimieren.¹⁵ Warum war diese Offenheit gegenüber den subjektiven Interessen, die ja den Möglichkeiten einer objektiven Amtsführung strukturell entgegenstand, so unabdingbar? Die Antwort liegt meines Erachtens

- 13 «Asistan de ordinario en sus posadas los del consejo de las Indias, los dias y oras que no fueren de consejo, y en ellas den fácil y grata audiencia a los negociantes, para los informar de sus negocios y pleytos», vgl. Antonio Muro Orejón (Hg.): *Las Ordenanzas de 1571 del Real y Supremo Consejo de las Indias*, in: *Anuario de Estudios Americanos*, 14, 1957, S. 363-423, S. 384.
- 14 Vgl. Muro Orejón: *Ordenanzas*, S. 384.
- 15 Vgl. Camilla Stivers: *The Listening Bureaucrat. Responsiveness in Public Administration*, in: *Public Administration Review*, Bd. 54, 1994, S. 364-369.

16 Vgl. Fadrique Furió Ceriol: *El concejo y consejeros del príncipe. Estudio preliminar y notas de Henry Méchoulan*, Madrid 1993, S. 46f.

darin, dass politische Systeme um ihrer dauerhaften Legitimität willen responsiv bleiben müssen, sich also zu einem gewissen Maße gegenüber subjektiven Ansprüchen auf Machtpartizipation zu öffnen haben. Diese Vorgabe hält die Kanäle für den Einfluss des Subjektiven offen. Sie verpflichtet nicht lediglich zur Rücksichtnahme auf die Interessen der Großen im Land, sondern auch zu diversen – teilweise bloß symbolischen, teilweise auch mikro-politisch ganz realen – Reaktionen auf das Anliegen gewöhnlicher Untertanen. Eine entsprechende Politik des offenen Ohres wird von den politischen Traktaten als Voraussetzung gerechter Herrschaft eingefordert. Der Herrscher kann nur dann gerecht sein, d.h. seine Straf- und Belohnungsgewalt ausüben, wenn er beständig über Verfehlungen und Leistungen seiner Untertanen informiert wird. Da er diese pastorale Herrscherpflicht nicht alleine erfüllen kann, fällt auch seinen Räten ein Teil der Rolle zu, dem Ansuchen von Untertanen mit offenen Ohren zu begegnen. Der valenzianische Gelehrte Fadrique Furió Ceriol trieb diese Forderung an die Ratsherren in einem Traktat von 1559 ins Extreme:

«Bei Tag und bei Nacht muß der Consejero seine Türen offenhalten, für alle Art von Leuten, die Ohren schön geduldig, niemanden entmutige er, alle ermuntere er [...] er gehe mit allen um, kommuniziere mit jedem.»¹⁶

Der moderne Bürokrat hat aber, ebenso wie der Politiker, neben der Geste des Zuhörens immer auch die Option eines abweisenden Gesichtes. Sie ist im Verweis auf das Allgemeinwohl und höhere Prinzipien legitim, ja fast eine Pflicht. Es steht zu vermuten, dass diese Maskerade aus Responsivität, also einem betonten Eingehen auf subjektive Interessen, und Irresponsivität, also einem ostentativen Rückzug auf Verpflichtungen gegenüber dem Amt und dem Gemeinwohl, deshalb die Phänomenologie des politisch-administrativen Handelns und Argumentierens bestimmt, weil sie dem System Legitimität und den Akteuren Spielräume verschafft. Was aber ist dann der Ort einer spezifisch «wissenschaftlichen» Politikberatung?

Der Ort wissenschaftlicher Politikberatung

Bislang wurden einige Kontinuitäten unterstrichen: Macht umgibt sich notwendigerweise mit Personenkreisen, denen durch ihre Stellung nicht nur Dienstverpflichtungen nach innen erwachsen, sondern partiell auch Vermittlungsfunktionen gegenüber äußeren Anliegen. Obwohl sich die Regierungsformen sowie der administrative Apparat und das Berufsethos der Funktionäre stark verändert haben, findet Beratung weiterhin in diesem Spannungsfeld statt. Sie kann daher nicht sinnvollerweise als institutionelle Quelle objektiver Meinungen verstanden werden, sondern eher als Verfahren der Kanalisierung, Vorsortierung und Gewichtung verschiedener Interessen. Sie wirkt deshalb nicht einfach an der Maximierung gouvernementaler Effizienz mit, sondern wesentlich an der Legitimation des politischen Systems. Sie tut dies einerseits durch den Ausweis seiner Zugänglichkeit und Responsivität (weshalb die Auswahl der Mitglieder, die Berücksichtigung von Betroffenen- und Interessengruppen so entscheidend sein kann). Mit historisch lang anhaltender Konstanz scheint mir andererseits das Gegenstück zu responsivem Verhalten mitzulaufen, nämlich ein Sich-Verschließen gegenüber den Interessen des Einzelnen, das aber über eine spezifische eigene Quelle von Legitimität verfügen muss. In bewusster Kontrastierung zu Beratungsgremien können Think Tanks diese Quelle bilden, insofern sie ausdrücklich auf das ›bloße‹ Denken verpflichtet sind. Dass ihnen jegliche demokratische Legitimation fehlt, ist deshalb kein Defekt, sondern eine Voraussetzung ihrer Leistungsfähigkeit als Produzenten alternativer Legitimationsgründe politischen Handelns.

Die beiden Gesichter der Macht, das empfänglich zu- und das streng abgewendete, finden sich bei allen klassischen Formationen von Herrschaft, sei es der des *pater familias* oder der des Hirten, der nach Foucaults Analyse des pastoralen Herrschaftsverständnisses immer in der doppelten Sorgfalts- und Beobachtungspflicht gegenüber sowohl der ganzen Herde als auch gegenüber jedem einzelnen Schaf steht.¹⁷ Auch die Unentschiedenheit, mit der man die Justitia mit oder ohne Augenbinde sieht, mag als Hinweis auf diese konstitutive Rollenambivalenz von Herrschaft interpretierbar sein.¹⁸ Die Fürstenspiegel der Frühen Neuzeit emp-

- 17 Michel Foucault: Geschichte der Gouvernementalität. Band 1: Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesung am Collège de France, 1977-1978, S. 173-277.
- 18 Michael Stolleis: Das Auge des Gesetzes. Geschichte einer Metapher, München 2004.

fehlen ihrerseits ebenso ungerührt Strenge (*rigor*) auszuüben wie gelegentlich Milde (*clementia*) walten zu lassen. Diese Ambivalenz konträrer Rollen stabilisiert nach außen die Legitimität von Herrschaft und kann, dies ist hier entscheidend, nach innen die Spielräume der Dezision weiten. Sie leistet dies deshalb, weil sie den widersprüchlichen und niemals verstummenden Ansuchen auf Machtpartizipation einen dazu asymmetrisch stehenden Geltungsgrund für Entscheidungen entgegenzusetzen vermag, auf den der Herrscher zurückgreifen kann, aber nicht muss. Wie dieser Geltungsgrund inhaltlich definiert und verfahrensförmig abgesichert wird, ist historisch variabel. Hier mögen in der Vormoderne Priester oder Juristen hilfreich gewesen sein. In der Gegenwart haben sich die Kreise entsprechender Spezialisten für das Allgemeine stark ausdifferenziert, so dass sich nicht nur wissenschaftliche, sondern beispielsweise auch ethische oder ästhetische Beratergruppen etabliert haben. Das Argument soll hier nicht sein, dass Wissenschaftsglaube als Säkularisat von Religion auszumachen ist. Wichtiger erscheint es mir festzustellen, dass politische Herrschaft davon profitieren kann, das Umfeld ihrer Entscheidungsfindung so zu strukturieren, dass alternative Geltungsgründe in der Balance oder gar im Widerspruch bleiben. Dem «Geschrei und Gemurre» der Parteien, Lobbyisten und sonstigen Bittsteller wird man so immer einerseits ein offenes Ohr zuwenden können, andererseits aber auch den Wunsch verwehren können. Die Legitimität der Abwehr subjektiver Wünsche hat sich dann, wie festgestellt, auf höhere Ziele und Einsichten zu stützen. Diese wiederum können durch Expertengremien in einer Weise hervorgebracht werden, die den Verdacht von Beliebigkeit oder Interessenorientierung besonders effektiv zurückweist. Ob Beratung dabei politische Entscheidungen tatsächlich bindet, wird man im Einzelfall zu analysieren haben. In jedem Fall ist sie auch für einen gegenteiligen Effekt zu gebrauchen, nämlich jene Pluralität von Geltungsgründen zu produzieren, die dem politischen Handeln das Heft der letztgültigen Entscheidung in die Hände legt.

Think Tanks um 1640

Von der Akademie der Brüder Dupuy zu
Colberts staatspolitischer Bibliothek

In den späten 1630er Jahren sandte Kardinal Richelieu den Historiker und Archivar Théodore Godefroy nach Deutschland. Hier arbeiteten die europäischen Mächte jenen Friedensvertrag aus, der den Dreißigjährigen Krieg beenden sollte – und damit in Wirklichkeit nicht weniger als achtzig Jahre andauernder Kampfhandlungen, in denen ganze Landstriche auf dem Kontinent verwüstet worden waren. Es stand also viel auf dem Spiel, und so waren in der französischen Gesandtschaft hochrangige Bevollmächtigte ebenso vertreten wie professionelle Diplomaten. Im Laufe der Verhandlungen zeigten sich die Delegationen zunehmend an einer zweckmäßigen Neuordnung der internationalen Beziehungen interessiert, um den Knoten jahrhundertealter feudaler, kirchlicher und dynastischer Rechte zu durchschlagen, die Europa wie eine heillose historische Nabelschnur stranguliert hatten. Die juristischen Hilfsmittel, die sie in Westfalen zum Einsatz brachten, beseitigten für kurze Zeit die dynastischen und konfessionellen Verflechtungen, um einen Rahmen für Friedensverhandlungen zu schaffen, der zur Lösung von Konflikten genutzt werden sollte, bis der Erste Weltkrieg die letzten Überbleibsel des Ancien Régime hinwegspülte.

Godefroy war kein bedeutender Adliger und auch kein professioneller Diplomat, sondern ein Experte für dynastische Vorrechte und Ränge, für Lehnrecht, Kirchen- und Zivilrecht, Verwaltungsfragen, politische Geschichte und internationalen Handelsverkehr.¹ Ludwigs XIII. Wahl war auf ihn gefallen, weil er über Erfahrung als Archivar verfügte und die Fähigkeit besaß, historische diplomatische Dokumente für die Zwecke der aktuellen Politik zu gebrauchen.² Von 1637 an arbeitete er als Berater und Sekretär des Botschafters in Köln und dann ab 1643 beim Kongress in Münster, wo er 1649 an «schwerverdaulichem deutschem Fleisch» starb.³

Während seine Zeitgenossen ihn als gelehrten und umsichtigen Mann charakterisierten, könnten wir ihn in heutigen Begriffen als technischen Experten oder gar als «Consultant» bezeichnen, der sein Spezialwissen in die delikatsten Verhandlungen einbrachte. Godefroy sollte nicht selbst verhandeln. Vielmehr zogen ihn die Krone und ihre Botschafter bei Bedarf zu spezifischen juristischen Fragen nach Rechten und Vorrechten hinzu, und die französische

1 D. C. Godefroy-Méniglaize: *Les savants Godefroy. Mémoires d'une famille*, Paris 1873; Erik Thomson: *Commerce, Law, and Erudite Culture: The Mechanics of Théodore Godefroy's Service to Cardinal Richelieu*, in: *Journal of the History of Ideas* 68 (2007), S. 421.

2 Ebd., S. 135.

3 Ebd., S. 115.

- 4 René Pintard: *Le libertinage érudit dans la première moitié du XVIIe siècle*, Genf 1983, S. 92–98. Klaus Garber: Paris, die Hauptstadt des europäischen Späthumanismus. Jacques-Auguste de Thou und das Cabinet Dupuy, in: Sebastian Neumeister und Conrad Wiedemann (Hg.): *Res publica literaria. Die Institutionen der Gelehrsamkeit in der Frühen Neuzeit*, Wiesbaden 1987, S. 71–92.

Delegation beauftragte ihn damit, politische Grundsatzpapiere zu schreiben, die bei den Gesprächen vorgetragen wurden.

Freilich war Godefroy kein auf sich gestellter Experte. Sein Geschick im Zusammentragen und Analysieren historischer Informationen lebte von seiner umfassenden Vernetzung. Er hatte genauso mit Angehörigen der großen Parlamentarierfamilie Harlay-Chanvallon zusammengearbeitet wie mit dem berühmten Büchersammler, Historiker und Vater der französischen Gelehrtenrepublik Jacques-Auguste de Thou. Als die Monarchie ihn engagierte, geschah das mit Blick auf seine Fähigkeit, von einem Netz an wissenschaftlichen und rechtskundlichen Kontakten Gebrauch zu machen.

Zu einem großen Teil verdankte sich Godefroys Reputation seiner Mitgliedschaft in der gelehrten *Académie putéane* der Brüder Dupuy. Diese Akademie war nicht einfach nur eine Gruppe von Gelehrten, die Literatur und Wissenschaften diskutierten und dabei gleichermaßen akademische Themen wie die öffentliche Ordnung erörterten.⁴ Sie war vielmehr der Prototyp dessen, was wir heute als «Think Tank» bezeichnen würden: ein privates Büro von Experten, die entsprechend ihrer ideologischen Ausrichtung oder auf Geheiß politischer oder industrieller Mächte Grundsatzpapiere verfassen. In den Anfangstagen der Akademie in den 1580er Jahren hatte sich eine Gruppe von Juristen und Parlamentariern um Jacques-Auguste de Thou versammelt, um nicht zuletzt Themen zu diskutieren, die im Mittelpunkt der Religions- und Bürgerkriege standen, von denen Frankreich verheert wurde. Als Befürworter religiöser Toleranz setzten sie sich für Heinrichs IV. politische Lösung der Krise durch das Edikt von Nantes im Jahr 1598 ein, das den Protestanten unter dem zum Katholizismus konvertierten König rechtliche Toleranz gewährte. Die Familien de Thou und Dupuy unterstützten die Mitglieder der Akademie. Sie bildeten nicht nur die zentralen Ansprechpartner, damit diese Arbeit oder seltene Bücher und Manuskripte für ihre antiquarischen Bemühungen finden konnten, sondern boten auch Hilfe bei akademischen oder politischen Projekten und bei der Besetzung von Posten. Nicht nur höfliche Konversation, Gelehrsamkeit, das Prüfen und Sammeln von Büchern und Manuskripten sowie die Erörterung, Verbreitung und Popularisierung wissenschaftlicher

Erkenntnisse – etwa derjenigen Galileos – beschäftigte die Mitglieder der *Académie putéane*, sondern auch ihr Interesse an Positionen als Bibliothekare, öffentliche Gelehrte und diplomatische Attachés wie Godefroy.

Die Akademie war bekannt als Zentrum eines Expertenwissens, an das sich die Kirche, Gelehrte aus ganz Europa, die französischen *Parlements* und, vor allem, die französische Krone wandte, um Rat, professionelle Hilfe und propagandistische Unterstützung zu erlangen. Zu der Zeit, als Godefroy nach Münster ging, hatte sich die Dupuy-Akademie zu einem der wichtigsten französischen Zentren zur Formulierung politischer Grundsätze entwickelt. Es ist daher sinnvoll, sie als einen der Gründungsmomente für wissenschaftliche und politische Institutionen im Think Tank-Stil in Frankreich zu verstehen. Hier kamen Experten zusammen, um die Staatsgrundlagen zu erörtern und sowohl Antworten auf Probleme zu finden als auch subtile Propagandaschriften zu verfassen, die von dem hohen Wert zehrten, den man dem Wissen und Zeugnis von Experten zuschrieb.⁵ Die Akademie der Dupuys hatte ihre Blütezeit in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Mit dem Aufstieg der absolutistischen Verwaltung Ludwigs XIV. und Jean-Baptiste Colberts Kulturpolitik jedoch wurde das externe Strategieinstitut der Dupuys durch ein Modell interner staatlicher Fachleute abgelöst, das auf die Zentralisierung staatlicher Informationspolitik und Politikformulierung hinauslief. Die Entwicklung der Dupuy-Akademie zu verfolgen, erlaubt uns einen hervorragenden Einblick in die Herausbildung des staatspolitischen Experten im frühneuzeitlichen Frankreich.

Salomons Haus und die Ursprünge des Think Tanks in der Frühen Neuzeit

Bezogen auf die Frühe Neuzeit ist der Ausdruck «Think Tank» natürlich ein Anachronismus. Das *Oxford English Dictionary* definiert einen Think Tank als ein «Gremium von Fachleuten, eine Forschungseinrichtung, die zu bestimmten staatlichen oder Handelsfragen Ratschläge und Ideen anbietet». Pierre Richelets *Dictionnaire françois* in der Ausgabe von 1686 beschreibt eine Akademie hingegen lediglich als einen «Ort, an dem in der Literatur oder in bestimmten Künsten Bewanderte zusammenkommen, um über

5 Vgl. Richard Serjeantson: Proof and Persuasion, in: Lorraine Daston und Katharine Park (Hg.): The Cambridge History of Science, Bd. 3: Early Modern Science, Cambridge 2006, S.132-175.

die Literatur oder über ihre Kunst zu sprechen». Gewiss diskutierten die Mitglieder der Dupuy-Akademie ihre Künste und die Literatur, doch zeigt das Beispiel Théodore Godefroys, dass die Tätigkeit der Akademie komplexer war als die eines Ortes hoher Gelehrsamkeit. Sie war auch ein Ort juristischer und politischer Expertise. Richelets *Dictionnaire* definiert einen Experten auf ziemlich moderne Weise als «sachkundig; umfassend gebildet und versiert in etwas: erfahren». Bei den Worten «Experte» und «Expertise» dachte man hauptsächlich an juristisches Wissen und rechtliche Entscheidungen.

Der unserem heutigen Think Tank am nächsten kommende Ausdruck war «bureau» – eine Vereinigung von Fachleuten, oftmals innerhalb des Regierungsapparats. Richelet verwendet den Ausdruck «Bureau d'adresse [Aides mercantiles]» im Zusammenhang mit Théophraste Renaudots (1586–1653) Büro in Paris, das über ein königliches Patent von Kardinal Richelieu verfügte und nicht nur ein Zentrum medizinischer Expertise und der Armenhilfe war, sondern auch ein Nachrichten- und Propagandazentrum der Richelieuschen Verwaltung. «Es ist ein Ort», erklärt Richelet, «an den man geht, um Rat zu geben und sich in Dingen, in denen man Bedarf hat, Rat zu holen».

Im Unterschied zu Renaudots Bureau war die Akademie Dupuy ein Ort, an dem die juristische, bibliographische und historische Bildungselite auf die Hochdiplomatie traf. In den 1630er Jahren benannten die Gebrüder Dupuy ihre Gruppe von einer Akademie in ein Kabinett um. Definitionsgemäß konnte ein Kabinett wörtlich ein Kuriositäten- oder Antiquitätenkabinett sein, Richelet zufolge aber auch ein Ort, an dem «Literaten» nach «Stille, Ungestörtheit und Büchern» suchen. «Kabinett» hatte noch eine weitere einschlägige Bedeutung: So hieß das private Büro, in dem der König und seine Berater die geheimen Staatsentscheidungen trafen, *secreta, arcana consilia*. Das Kabinett Dupuy sollte alle diese Funktionen vereinen und somit Gelehrsamkeit, Forschung, Kontemplation und Politikgestaltung miteinander verschmelzen.

Der ehemalige Lordkanzler und Erfinder der Experimentalmethode Francis Bacon (1561–1626) malte sich den Staat schlechthin als ein kombiniertes Forschungs- und Sammlungszentrum aus, das idealerweise durch Entdeckungen und Experimente neue

Erkenntnisse hervorbringen würde. In seinem *Neu-Atlantis* (1627) formulierte er die utopische Vision eines auf Wissen und Handel gegründeten Staats als eine naturwissenschaftliche Theorie weltlicher Herrschaft. Wie Thomas Hobbes, der selbst Mitglied der Dupuy-Akademie war, glaubte Bacon, dass der Monarch über das Wissen herrschen sollte. Er entwarf ein staatlich kontrolliertes Depot aller möglichen Informationen, die ständig erneuert und im Zweifelsfalle geheim gehalten würden, womit er dem Staat das Monopol auf politische, merkantile und wissenschaftliche Informationen zusprach.

Dieses Depot staatlichen Wissens nannte Bacon «Salomons Haus» – wobei Salomon für Jakob I. von England stand:

«Ihr werdet sehen, meine lieben Freunde, daß unter den Taten jenes Königs eine besonders hervorsticht. Es handelt sich um die Gründung oder Einrichtung eines gewissen Ordens oder einer Gesellschaft, die wir das Haus Salomons nennen. Es ist das, sage ich euch, unserer Meinung nach die großartigste Gründung aller derartigen auf der Erde und eine große Leuchte dieses unseres Landes.»⁶

Bacons Haus Salomons war eine Forschungseinrichtung zum Zwecke der Sammlung aller Arten von Wissen, die dem Wohlergehen des Staates nutzen konnten und aus der ganzen Welt zusammengetragen wurden:

«Alle zwölf Jahre sollen aus diesem Lande zwei Schiffe in die verschiedenen Gegenden des Erdkreises geschickt werden. Mit beiden Schiffen sollen jeweils drei Männer der Bruderschaft des Hauses Salomons ausfahren. Diesen ist aufzutragen, uns von den Einrichtungen und den Verhältnissen jener Länder, in denen sie landen, vor allem aber von den Wissenschaften, Künsten, Handwerken und Erfindungen der gesamten Erde Kunde zu bringen und bei ihrer Rückkehr Bücher, Instrumente und Unterlagen jeder Art mitzuführen.»⁷

Salomons Haus war ein «Kolleg»: ein Zentrum für die Zusammenstellung von Informationen, für historische und wissenschaft-

6 Francis Bacon: *Neu-Atlantis*, in: Klaus J. Heinisch (Hg.): *Der utopische Staat*, Reinbek 1998, S. 193.

7 Ebd., S. 194.

- 8 Ebd., S. 205–215.
- 9 R. W. Serjeantson: Natural Knowledge in the New Atlantis, in: Bronwen Price (Hg.): Francis Bacon's New Atlantis, Manchester 2002, S. 82–105.
- 10 Anthony Grafton: Where was Salomon's House? Ecclesiastical History and the Intellectual Origins of Bacon's New Atlantis, in: Herbert Jaumann (Hg.): Die europäische Gelehrtenrepublik im Zeitalter des Konfessionalismus, Wiesbaden 2001, S. 21.
- 11 Bacon: Neu-Atlantis, S. 192.
- 12 Vgl. Simone Balayé: La naissance de la Bibliothèque du Roi, 1490–1664, in: Claude Jolly: Histoire des bibliothèques françaises, Bd. II, Paris 2008, S. 78f.
- 13 Vgl. Donald Kelley: Jean Du Tillet, Archivist and Antiquary, in: The Journal of Modern History 38 (1966), S. 348.
- 14 Donald Kelley: Legal Humanism and the Sense of History, in: Studies in the Renaissance 13 (1966), S. 184–199; ders.: Historia Integra: François Baudouin and his Conception of History, in: Journal of the History of Ideas 25 (1964), S. 41.
- 15 Simone Balayé: La Bibliothèque Nationale des origines à 1800, Genf 1988, S. 74f.; Roger Hahn: The Anatomy of a Scientific Institution: The Paris Academy of Sciences, 1666–1803, Berkeley 1971; Stewart Saunders: Public Administration and the Library of Jean-Baptiste Colbert, in: Libraries and Culture 26 (1991), S. 283–300.

liche Studien, Experimente mit der Natur und die Schöpfung von Wunderheilmitteln; doch auch für die Erfindung von gewerblichen Erzeugnissen wie Waffen, neuen Arten von Textilien, Papier, Glas und Nahrung.⁸ Die Bruderschaft von Salomons Haus setzte sich aus technischen Experten in ihrem jeweiligen Feld zusammen, die auf Reisen Informationen sammeln, diese aber auch verwalten und neues Wissen hervorbringen konnten.⁹ Anthony Grafton hat dies das erste Modell eines Forschungsinstituts der Künste und Wissenschaften genannt.¹⁰ Die Vision war die eines überragenden Speichers von Weisheit und Kreativität, um «mit den Werken der Menschlichkeit politische Absichten zu verbinden» und Atlantis großen Wohlstand zu bringen.¹¹

Die *Académie putéane* erfüllte nicht alle Bacon'schen Kriterien für eine gewerbliche Forschung in Staatshand. Sie war ein Protokollegium, das sowohl neben als auch innerhalb verschiedener staatlicher Institutionen arbeitete. Die Akademiemitglieder dienten dem Staat nicht nur als gelehrte Rechtsberater wie Godefroy oder Pierre Dupuy, sondern waren ihm auch als Leiter von Staatsbibliotheken und -archiven verbunden. Im Bereich des staatlichen Informationsmanagements entstand eine Brücke zwischen der Monarchie und den Angehörigen des Magistrats, die der Monarchie zugute kam. Denn sie war auf halb-unabhängige Rechtsgelehrte angewiesen, die für die Krone arbeiteten, die königlichen Register führten und zugleich das königliche Archiv verwalteten und historische Pamphlete veröffentlichten.¹² Während die Sekretäre des Königs mit der täglichen Geheimkorrespondenz betraut waren, wurde das königliche Archiv – der *Trésor des Chartes* – von Magistratsarchivaren wie Jean Du Tillet, einem Parlamentssekretär (*greffier*), verwaltet.¹³ Von der Organisation der Bibliothek Franz' I. durch Guillaume Budé im Jahr 1520 bis zur Verwaltung de Thou und der Brüder Dupuy diente eine ehrwürdige Linie gallikanischer Gelehrter – die als Juristen den rechtlichen Vorrang der Monarchie vor der französischen Kirche verteidigten – der Krone als Bibliothekare, offizielle Historiker und Propagandisten.¹⁴ Von 1593 bis 1656 leiteten de Thou und die Brüder Dupuy die Königliche Bibliothek und mehrten deren Bestände und Reputation.¹⁵ In ihren Testamenten vermachten sie ihre eigene beeindruckende

Manuskriptsammlung der königlichen Sammlung und begründeten damit deren Archiv für Altertümer.¹⁶

Die Akademie der Brüder Dupuy ging aus einer Reihe von Zusammenkünften in Jacques-Auguste de Thou's Privatbibliothek hervor, die zu den erlesensten der Welt gehörte. Die Mitglieder der Gruppe stammten von den Gerichten und aus der Universität. Zwischen Gerichtsterminen und Parlamentssitzungen pflegten sich die Mitstreiter de Thou's und der Dupuys im Salon der de Thouschen Bibliothek zu treffen.¹⁷ In dieser Oase diskutierten und untersuchten die Mitglieder der Akademie Fragen der Altertumskunde, Literatur, Philosophie, Naturwissenschaften und des Rechts. Der Zirkel erörterte gleichermaßen tagesaktuelle Neuigkeiten und die Ergebnisse gelehrter Forschung und entwickelte sich darüber praktisch zu einer Informationsbank, denn de Thou's Bibliothek war nicht nur eine überragende Sammlung, sondern darüber hinaus personell eng mit den königlichen und parlamentarischen Sammlungen und dem dazugehörigen Nachrichtennetz verbunden. Die wichtigsten Mitglieder der Akademie, Jacques-Auguste de Thou sowie die Brüder Pierre (1582–1651) und Jacques Dupuy (1591–1656), waren auch wahrhaft deren Leiter. Jacques-Auguste de Thou's zentrale Rolle als Großmeister der Königlichen Bibliothek, die nach seinem Tod Jacques Dupuy übernahm, und die Verwaltung des Trésor des Chartes, des Hauptaufbewahrungsorts königlicher juristischer Dokumente, durch die Brüder Dupuy machten diese zu den Schlüsselfiguren in der Handhabung staatlichen Wissens. Ihre Arbeit ging über die von bloßen Bibliothekaren oder Archivverwaltern hinaus und bildete die Grundlage ihrer Forschungsgruppe.

Zu den anderen frühen berühmten Mitgliedern der Akademie gehörten Guy Patin, Marin Marsenne, Jean-Louis Guez de Balzac, Pierre Gassendi, Gabriel Naudé, Nicolas-Fabri de Peiresc, Nicolas Rigault, François La Mothe Le Vayer, Pierre-Daniel Huet, Claude Sumaise und Théodore Godefroy, aber auch Ausländer wie Johann Hevelius, Christian Huygens, John Evelyn und Hugo Grotius, die zu den Sitzungen gebeten wurden, wenn sie sich in Paris aufhielten.¹⁸ Von den frühen 1600er Jahren bis zum Tod Pierre Dupuys 1656 trafen sich die Angehörigen der Akademie jeden Tag zum Mittagessen im Hôtel de Thou in der Rue des Poitevins im

16 Jérôme Delatour: Abeilles thuaniennes et barberines. Les relations des savants français avec les Barberini sous le pontificat d'Urbain VIII, in: Lorenza Mochi Onori, Sebastian Schütze und Francesco Solinas (Hg.): I Barberini e la cultura europea del Seicento, Rom 2007, S. 28.

17 Pintard: Le libertinage érudit, S. 92.

18 Vgl. Michael Hunter: Science and the Shape of Orthodoxy: Intellectual Change in Late Seventeenth Century Britain, Woolbridge 1995, S. 67–98.

- 19 Pintard: *Le libertinage érudit*, S. 98.
- 20 Jérôme Delatour: *Le cercle des frères Dupuy à Paris*, in: Christian Jacob (Hg.): *Les lieux de savoir*, Paris 2007, S. 166.
- 21 Peter N. Miller: *Peiresc's Europe: Learning and Virtue in the Seventeenth Century*, New Haven 2000, Kap. 3; Anthony Grafton: *Die tragischen Ursprünge der deutschen Fußnote*, München 1998, S. 139–144.

Herzen der Rive Gauche – nahe der Place Saint-André des Arts, zwischen Saint-Germain, der Sorbonne, der Rue Saint-Jacques mit ihren Buchhandlungen und Druckerpressen, kirchlichen Einrichtungen, vornehmen Häusern und dem Palais de Justice. Ihren Gesprächsgegenstand bildeten Neuigkeiten aus dem Justizpalast, dem Königshof und der Universität. Auf diese Weise wurden Informationen gesammelt und verbreitet. Die Akademiemitglieder diskutierten ihre eigenen Werke und ihre jüngsten Lektüren, vor allem aber ihre Korrespondenz mit anderen Gelehrten aus ganz Europa.

Die Gespräche drehten sich somit um Neuigkeiten aus den Welten der Wissenschaft und der Diplomatie. Die Akademie war gleichsam ein Resonanzboden für die Forschungen eines Descartes, Galileo, Torricelli, Gabriel Harvey oder Gassendi, deren Entdeckungen hier oft besprochen wurden, bevor sie überhaupt veröffentlicht waren.¹⁹ Hitzig diskutiert wurden Perrot d'Ablancourts Bibelauslegung und die Frage der Glaubwürdigkeit mittelalterlicher Dokumente. «Ideologische Nonchalance» und «Neugier» prägten die Debatten, wie der Philosoph Henry Oldenberg festhielt.²⁰ Die Akademiemitglieder lehnten den Cartesianismus ab, weil er als umfassendes System auftrat, und neigten eher einem Baconschen Experimentalismus zu, der sich mit den Prinzipien des Empirismus und eines freizügigen neopyrrhonistischen Skeptizismus verband. Aus demselben Grund standen sie auch den übergreifenden Zielen der Académie Française feindlich gegenüber.

Ungeachtet des Mottos, das Jacques-Auguste de Thou seiner *Historia sui temporis* (1604) voranstellte – *alêtheia* (die Enthüllung der Wahrheit) und *parrhêsia* (die Freiheit der Rede) –, war das Hôtel de Thou kein von weltlichen Belangen abgewandter Elfenbeinturm. Zwar wurden religiöse, nationale und philosophische Meinungsverschiedenheiten durch den umgänglichen Geist der Freundlichkeit und irenischen Toleranz gemildert, den de Thou von Anfang an gepflegt hatte, doch bedeutet dies nicht, dass die Politik nicht eine Schlüsselrolle gespielt hätte.²¹ Tatsächlich klagte der Philosoph und zukünftige Hauslehrer Ludwigs XIV., La Mothe Le Vayer, in einem Buch, in dem er die Diskussionsgegenstände der Akademie beschrieb, dass zu viele politische Nachrichten

auf Kosten der Philosophie behandelt würden: «Das beste wäre, wenn an jenen Orten, wo sich mehrere Menschen versammeln, niemals von Staatsdingen gesprochen würde [...], und ich habe mich stets gewundert, dass die Adelpen [die Brüder Dupuy] zuließen, dass so oft in ihrem Haus von diesem Gegenstand gehandelt wird.»²² Nur eine Seite weiter freilich referiert Le Vayer eine Diskussion darüber, ob jemand, der in einem republikanischen System aufgewachsen ist, eine natürliche Aversion gegen die Monarchie habe.²³ Gelehrsamkeit und Politik waren eben nicht zu trennen.

Gallikanismus und Strategiepapiere

Die bedeutendsten Mitglieder der Akademie lassen sich nicht als neutrale Experten verstehen. Geisteswissenschaftliche Argumente hingen mit dem internationalen Recht und der hohen Politik zusammen, ja, beides war nicht voneinander zu trennen. Peirescs Korrespondenz schnitt ungeachtet all ihrer vornehmen Gelehrsamkeit oft politische Themen an, so wenn er gebeten wurde, ein politisches Dokument aufzutreiben oder zu interpretieren, einen Gelehrten zu empfehlen oder auf seinen Reisen zwischen Rom und Paris ein hohes Legat entgegenzunehmen.²⁴ Eine eigenartige Spannung herrschte im Herzen dieser Institution, die zugleich international und tolerant war, aber auch das Zentrum der französischen gallikanischen Ideologie und Politik bildete.

Ein Grund, warum die Monarchen des 16. und frühen 17. Jahrhunderts Gelehrte in den Dienst des Staats nahmen, war die alte Tradition des Gallikanismus, in der sich die konziliaren Konflikte des Mittelalters fortsetzten, die aber auch einen kulturellen Bestandteil der Reformation bildete. Seit langem schon hatten gallikanische Rechtshistoriker die Vorrechte des französischen Königs gegenüber der päpstlichen Macht behauptet und waren ernsthaft gegen die juristische Konstruktion ultramontaner Kirchenmächte vorgegangen. Vereinfacht gesagt bedeutete dies, in einem historischen Propagandakrieg Dokumente mit Gegendokumenten zu kontern; ein juristisches und diplomatisches Tauziehen, das zu meist nicht von Klerikern mit ihrer gelegentlichen Indifferenz gegenüber weltlichen Ansprüchen betrieben wurde, sondern von Protonationalisten – nämlich gallikanischen Magistratsrichtern.²⁵

- 22 La Mothe Le Vayer: *Mémorial de quelques conférences avec des personnes studieuses*, Paris 1669, S. 291 f.; Delatour: *Le cercle des frères Dupuy*, S. 167.
- 23 La Mothe Le Vayer: *Mémorial*, S. 292.
- 24 Vgl. Peirescs Briefe an Barclay, in: Nicolas-Claude Fabri de Peiresc: *Lettres*, hg. von Philippe Tamizey de Larroque, 7 Bde., Paris 1879–97, Bd. 7, S. 348–492.
- 25 Eine Ausnahme von dieser Regel bildet der gallikanische Erzbischof von Toulouse, Pierre de Marca. William F. Church: *Constitutional Thought in Sixteenth Century France*, Cambridge, MA 1941; Franklin Ford: *Robe and Sword: The Regrouping of the French Aristocracy after Louis XIV*, Cambridge, MA 1962.

- 26 Donald R. Kelley: *History as a Calling: The Case of La Popelinière*, in: Anthony Molho und John Tedeschi (Hg.): *Renaissance Studies in Honor of Hans Baron*, Florenz 1971, S. 781. Jean Bodin: *Les six livres de la République*, hg. von Gérard Mairet, Paris 1993, Buch III, Kap. IV, S. 280-283; Buch VI, Kap. II.
- 27 Vgl. Jacob Soll: *Publishing The Prince: History, Reading, and the Birth of Political Criticism*, Ann Arbor 2005, S. 41 ff.
- 28 Pierre Pithou: *Les libertez de l'Église gallicane*, 2 Bde., Paris 1639.

Inspiziert von den gemeinsamen Interessen des innenpolitischen Friedens, des französischen Nationalismus und des Gallikanismus verschrieben sich Gelehrte wie de Thou sowohl den Mächtigen als auch der Ethik der Wissenschaft, oder wie Donald Kelley schreibt: Sie bemühten sich um ein Gleichgewicht zwischen der «Treue zur Wahrheit» und einem «staatsbürgerlichen Humanismus».²⁶ Von der Mitte des 16. bis zu Beginn des 17. Jahrhunderts hatte sich die Bewegung des Gallikanismus um eine Gruppe von Rechtsgelehrten, Bibliothekaren, Prälaten und Historikern wie René Choppin, Pierre de Marca, Gilles Le Maistre, Charles Dumoulin, Théodore Godefroy, Pierre Pithou und die Dupuy-Brüder kristallisiert. Mit dem Ziel, einen vom Religions- und Bürgerkrieg verwüsteten Staat zu stabilisieren, schufen diese Parlamentarier in ihrem Dienst für die Krone Forschungseinrichtungen und halfen der Monarchie, ihre Bibliothek, Archive und ihren Informationsapparat zu verwalten.

Bemerkenswerterweise legte die Monarchie also Teile ihrer Außenpolitik, Propaganda und Rechtspolitik in die Hände unabhängiger Gelehrter aus den Reihen des Magistrats – mithin eines Corps, das sich der königlichen Autorität oft widersetzte oder gar rebellisch gegen sie zeigte. Zwar arbeitete das Parlament in Krisenzeiten wie den Religionskriegen mit der Monarchie zusammen, doch arbeitete es nicht als ein passives Glied *für sie*. De Thou (1553-1617), seit 1594 Vizepräsident des Parlaments, nutzte sein Wissen im Umgang mit Akten und Urkunden für seine Tätigkeiten als Diplomat und Legist zugunsten der Krone. In seiner relativen Unabhängigkeit von der Macht des Königs personifiziert er die Entente.²⁷ Obwohl er ein Staatsdiener war und nicht über der Politik stand, war de Thou eine wohlhabende und einflussreiche öffentliche Figur aus eigenem Recht.

Das bemerkenswerteste Werk über die öffentliche Ordnung, das diese Tradition hervorbrachte, war Pithous *Les libertez de l'Église gallicane* (Paris 1639) – später neu herausgegeben von den Dupuy-Brüdern, wobei die Früchte ihrer umfangreichen archivalischen Forschungen, ihrer Dokumentensammlung und ihrer Arbeit als königliche Bibliothekare in die Edition gingen.²⁸ Als Hüter des Trésor des Chartes und der Königlichen Bibliothek wie auch im Rahmen ihrer antiquarischen Forschungsgruppe verteidigten sie

die Monarchie mit ihrem juristischen und historischen Fachwissen und nutzten ihre umfangreichen Dokumentensammlungen und gelehrten Netzwerke, um sich für gallikanische und königliche Rechte stark zu machen.²⁹

1615 wurden Pierre Dupuy und Godefroy offiziell damit beauftragt, die in der Sainte-Chapelle gelagerten Bestände des Trésor des Chartes zu inventarisieren. Aus dem Resultat ihrer Arbeit, einem 18 Bände umfassenden Katalog, der sich sowohl im Fonds Dupuy als auch im Fonds Godefroy findet,³⁰ sollte eine neue ministerielle Politik abgeleitet werden.³¹ 1655 edierte und veröffentlichte Dupuy Godefroys *Traité touchant les droits du roy très-chrétien sur plusieurs estats*, eine Attacke gegen österreichische Ansprüche auf Ostfrankreich, in der er seine Gelehrsamkeit in Propaganda ummünzte. Wie die Dupuy-Brüder diente Godefroy nicht nur als Gesandter, sondern auch als gelehrter Berater. Er war berühmt für seine Geschichte des französischen Hofzeremoniells, *Le Cérémonial de France, ou description des Cérémonies, Rangs et Séances observés aux Couronnemens, Entrées et Enterremens des Roys de France* (1619), die zu einem Großteil auf derselben antiquarischen Erforschung von Titeln und Präzedenzfällen beruhte, die auch andere Mitglieder der Akademie beschäftigte. Die «Collection Godefroy» der französischen Nationalbibliothek umfasst 539 Aktenmappen mit den Ergebnissen der antiquarischen Erforschung der französischen erbmonarchischen Rechte.³² Von Münster aus nutzte und erweiterte Godefroy seine Sammlung und verfasste nicht nur zahlreiche interne Berichte und Memoranden auf Geheiß des Königs, sondern veröffentlichte auch eine Reihe historischer Essays über die Rechte Frankreichs in Gestalt von Propagandastücken.³³ Seine Münsteraner Arbeiten wurden später von seinen Söhnen und dem radikalen Denker Jean Le Clerc veröffentlicht.

Die Akademie der Brüder Dupuy und die Krise

Für Angehörige von Parlamentsfamilien brachte der Dienst für den König im Zeitalter des Absolutismus einen Interessenkonflikt mit sich. Es war Nicolas Fabri de Peiresc, der die Brüder Dupuy auf das Risiko aufmerksam machte, dass sie mehr der Krone als den Idealen unparteiischer Wissenschaft dienten.³⁴ Offiziell arbeiteten die Dupuys für die Krone und für das Pariser Parlament,

29 Vgl. Delatour: *Le cercle des frères Dupuy*.

30 Godefroy-Ménilglaise: *Les savants Godefroy*, S. 131.

31 Ebd., S. 132.

32 Ebd., S. 123.

33 Ebd., S. 137f.

34 Miller: *Peiresc's Europe*, S. 93f.

- 35 Daubresse: Le parlement de Paris, S. 127-131.
- 36 Pierre Dupuy: *Traité de la majorité de nos rois et des regences du royaume avec les preuves tirées, tant du Tresor des Chartes du Roi, que des Registres du Parlement, & autres lieux, et un Traité des prééminences du Parlement de Paris*, 2 Bde., Amsterdam 1722, Bd. 2, S. 421.
- 37 Gaston Zeller: *L'administration monarchique avant les Intendants, Parlements, et gouverneurs*, in: *Revue Historique* CXCVII (1947), S. 180-215; Roland Mousnier: *Comment les français du XVIIe siècle voyaient la constitution*, in: *XVIIe Siècle* 29 (1955), S. 9-36.
- 38 Ford: *Robe and Sword*, S. 93; A. Lloyd Moote: *The Revolt of the Judges: The Parlement of Paris and the Fronde, 1643-1652*, Princeton 1971, S. 364.
- 39 Joël Cornette: *La mélancolie du pouvoir: Omer Talon et le procès de la raison d'état*, Paris 1998, S. 344.

dessen Aufgabe es war, die absolute königliche Gesetzgebung zu schützen, nicht aber selbst gesetzgeberisch tätig zu werden. Es konnte königliche Gesetze anregen, kritisieren, ratifizieren und sogar zurückweisen, blieb dabei aber letztlich stets der Autorität des Königs unterworfen. War die Monarchie vergleichsweise schwach, dann konnte das Parlament sein Einspruchsrecht zu Verhandlungen nutzen wie im Fall des Edikts von Amboise (1563), das den Protestanten ein eingeschränktes Recht auf Religionsausübung zubilligte. Während der Minderjährigkeit Karls IX. versuchte das Parlament nicht nur die Rechte der Protestanten, sondern auch seine eigenen auszubauen.³⁵

Im 16. Jahrhundert hatten Legisten wie Du Cange behauptet, dass die Gerichtshöfe oder Parlements in der alten Verfassung die Interessen der Krone repräsentierten: *curia representat regem*.³⁶ Dieses Beispiel zitierte Pierre Dupuy 1639 in seinem *Traité des prééminences du Parlement de Paris*. Das Verhältnis zwischen der Monarchie und diesen Gelehrten – Angehörigen eines Parlaments, das streitlustig das Recht beanspruchte, königliche Gesetze zu revidieren, zu ratifizieren oder gar zurückzuweisen – war somit durch einen tiefen Widerspruch geprägt.³⁷ Wie der *Traité des prééminences* belegt, bestanden sie auf ihren Freiheiten, obwohl sie für die Krone arbeiteten, was immerhin ein Konfliktpotential barg. Wie konnten die relativ unabhängigen Mitglieder der Dupuy-Akademie einer zunehmend autoritären Krone dienen? Umgekehrt: Waren diese althergebrachten Gelehrten überhaupt geeignet, in einer Zeit, in der die Macht zunehmend auf Handel und Reichsverwaltung übergang, als oberste Informationsverwalter zu fungieren? Mit der Rebellion von Adel und Parlament in der Fronde (1648-1653) brach die konstitutionelle und informationelle Entente zusammen.³⁸ Dass Rechtsgelehrte die Kontrolle über die staatlichen Archive ausübten, war mit den Interessen des aufsteigenden absolutistischen Staats nicht mehr zu vereinbaren.³⁹

Das interne Institut für Staatspolitik

Mit dem Ende der Herrschaft Kardinal Richelieus und dem Aufstieg Ludwigs XIV. trat das Gefahrenpotential für eine unabhängige Institution wie die Akademie der Brüder Dupuy offen zutage. Richelieu beschuldigte Jacques-Auguste de Thou's Sohn, an der

Cinq-Mars-Verschwörung beteiligt gewesen zu sein. Des Komplotts mit einem Verräter angeklagt, wurde der Sohn hingerichtet und brachte so Schimpf und Schande über den Kreis um die de Thou, Dupuys und die Akademie, die sich immer noch im Hôtel de Thou traf. So fassungslos die Dupuys über Richelieus brutales rechtloses Vorgehen auch waren, den Zusammenbruch der Beziehung zwischen dem gelehrten Magistrat und der Krone, den der Bürgerkrieg der Fronde zwischen dem Pariser Parlament und der Regentschaft des minderjährigen Ludwig XIV. nach sich zog, hätten sie nicht voraussehen können. Während Kardinal Mazarin Godefroy in Dienst genommen und die Dupuy-Akademie dem jungen Ludwig La Mothe Le Vayer als Hauslehrer besorgt hatte, wirkte Ludwig XIV. als Regent mit seinem Minister Jean-Baptiste Colbert darauf hin, unabhängige Politikzentren zu zerstören. Gabriel Naudé wurde als Mazarins Bibliothekar entlassen und als politischer Berater durch Colbert selbst ersetzt.⁴⁰ Die Angst vor der Fronde war noch lebendig, als Colbert 1663 die nicht staatlich zugelassenen Akademien sogar verbot – ein Vorgang, der in den Tagen Peirescs und Dupuys undenkbar gewesen wäre. Die *Académie putéane* und Renaudots *Bureau d'Adresses* blieben von dieser Entscheidung verschont, mussten sich nun aber hinter den neuen staatlichen Akademien und Forschungsgruppen, die Colbert in seinem Bibliothekskomplex installierte, ins zweite Glied einreihen.⁴¹ 1666 ließ Colbert in der Rue Richelieu eine neue königliche Bibliothek direkt gegenüber seiner eigenen errichten. Beide Bibliotheken waren durch eine Brücke verbunden, und Colbert schickte seine Bibliothekare munter zwischen den Sammlungen hin und her. Innerhalb der königlichen Bibliothek gründete er die Académie Royale des Sciences, mit deren Leitung er den Mathematiker Pierre Carcavy betraute. Sein Bibliothekskomplex diente Colbert als ein Institut für Wissenschaft und Staatsführung, und die Gelehrten, die er dafür anheuerte, arbeiteten ganz nach seinen Anordnungen. Neben Krieg und Steuern galt seine Hauptsorge dem Verhältnis von Religion und königlicher Autorität, ein Verhältnis, das entscheidend von seiner rechtlichen und historischen Dokumentation abhing.⁴²

Carcavy hatte bis 1666 Colberts Privatbibliothek geleitet und auf dessen Anforderung häufig Dokumente über religiöse Rechte

40 Jacob Soll: *The Information Master: Jean-Baptiste Colbert's Secret State Intelligence System*, Ann Arbor 2009, Kap. 3.

41 Frances Yates: *The French Academies of the Sixteenth Centuries*, London 1947.

42 Vgl. Colbert an den Bischof von Laon in Rom im Laufe des Jahr 1671, in: Georg Bernhard Depping: *Correspondence administrative sous le regime du Louis XIV.*, Paris 1850-55, Bd. IV, S. 96-98.

- 43 Jean-Baptiste Colbert: *Lettres, instructions et mémoires*, hg. von Pierre Clément, 7 Bde., Paris 1861–70, Bd. VI, S. 91.
- 44 Ebd., Bd. VII, S. 462–470. Henri Omonts *Quellensammlung* enthält Colberts gesamte Korrespondenz zu diesem Thema: *Missions Archéologiques Françaises en Orient aux XVII et XVIII siècles*, 2 Bde., Paris 1902. Vgl. Pierre Burger: «Quand il en trouve qui savent quelque chose...» *Sur les informateurs orientaux en Europe aux XVIIe et XVIIIe siècles*, in: Alain Rouaud (Hg.): *Les orientalistes sont des aventuriers: Guirlande offerte à Joseph Tubiana par ses élèves et ses amis*, Paris 1999, S. 55–60.

und Exemtionen in Frankreich gesucht.⁴³ Sobald er königlicher Bibliothekar war, half Carcavy, die Sammlung von monastischen Dokumenten und östlichen Manuskripten zu organisieren, von denen viele die Rechte des Papstes und protestantische Ansprüche berührten.⁴⁴ Um seine eigene Bibliothek – den Knotenpunkt seines Informationsnetzes und Quell seiner politischen Macht – zu verwalten, stellte Colbert 1666 Étienne Baluze an, einen im Kopieren und Katalogisieren mittelalterlicher Dokumente erfahrenen Gelehrten, der zugleich ein Fachmann für Regalien war. Indem er Baluze und dessen wissenschaftlichen Mitarbeiter, den Abbé Gallois, eng beaufsichtigte, bildete sich Colbert selbst zu einer Autorität in Kirchenrecht und -geschichte aus, so dass er 1673 Ludwigs XIV. *Déclaration pour la Régale* verfassen konnte.

Dem König und Colbert schwebte eine Regierungsform vor, die man als Neo-Absolutismus bezeichnen könnte: Zwar hielt sich die absolute Monarchie Ludwigs XIV. äußerlich an die Feudalverfassung Frankreichs, doch war nicht im Mindesten daran gedacht, die Macht mit den Parlements oder den freien Adligen zu teilen, aus denen sich der Magistrat zusammensetzte. Nach dem Kampf zwischen der Krone und den Parlamenten während der Fronde traute Ludwig diesen halbunabhängigen Staatsdienern nicht mehr. Die politischen Entscheidungen wurden nun zentralisierter getroffen. Colbert zielte auf eine massive Ausdehnung von Richelieus Imitation des italienischen, päpstlichen und spanischen Mäzenatentums. Mit einem beispiellosen merkantilistischen Programm staatlicher Wissenschaftspolitik brachte er die Geistes- und Naturwissenschaften und die Künste unter staatliche Kontrolle. Eng verzahnt mit dem Ausbau seiner eigenen Bibliothek verwandelte er so das Verhältnis des Staats zu Bildung, Wissenschaft und Kultur. Colberts Bibliothek war ein Think Tank, ein zentrales Politikinstitut wie die *Académie putéane* der Brüder Dupuy, doch war sie unter seiner Kontrolle durch und durch bürokratisch.

Nicht nur war seine staatspolitische Bibliothek eine Innovation, Colbert schuf auch eine neue Art von gelehrtem staatlichem Experten. Aufgrund ihres Fachwissens über mittelalterliche Charter-Urkunden und vielleicht auch aufgrund ihrer Diskretion rekrutierete er am liebsten Geistliche. Tatkräftig bildete er Informations-

manager aus, die ihm die für die tägliche Arbeit benötigten Dokumente ausfindig machen, kopieren, katalogisieren und übermitteln konnten. Auch suchte er sich Gelehrte, die ihm beibrachten, wie er am besten mit den historischen Materialien umging, die er für das Regierungsgeschäft nutzte. Diese Gelehrten waren Koryphäen in einem kaum verstandenen Wissensgebiet: dem internen Regierungsbericht.

Gegen Ende der 1660er Jahre hatte Colbert einen Kader haus-eigener staatlicher Gelehrter versammelt, der ausschließlich für ihn arbeitete. Wo Rudolf II. von Böhmen sich mit Geisteswissen-schaftlern und Bibliothekaren umgeben hatte, deren halb-unabhängige Karrieren auf Patronage beruhten, bevorzugte Colbert Fachleute mit institutioneller Loyalität gegenüber dem Staat. Seine Gelehrten sollten sich nicht nach Mäzenen umsehen, sondern seiner Verwaltung in festen Anstellungsverhältnissen dienen. Daher sprachen ihn die Fertigkeiten der Benediktiner besonders an. Diese Geistlichen waren Experten im Umgang mit Texten und verstanden es als ihre Pflicht, kirchliche Archive einzurichten. Insbesondere erbat er sich die Dienste Don Jean Mabillons (1632–1707), des berühmtesten Archivars und Bibliothekars der Benediktiner, der eine kritische Methode der «Diplomatik» entwickelt hatte, mit der sich Dokumente authentisieren und Fälschungen aufdecken ließen.⁴⁵ Dass sich Mabillon, der in seiner Société de Saint-Germain auch mit nichtgeistlichen Gelehrten zusammenarbeitete, eifrig um gewissenhafte Methoden einer kritischen Philologie bemühte, beunruhigte so manchen in der Kirche – schließlich ging damit ein rationalisierender Umgang mit maßgeblichen kirchlichen Dokumenten einher.⁴⁶ Unter Mabillon entwickelte sich die Abtei von Saint-Germain zu einer zentralen Ausbildungsstätte für Colberts staatspolitische Experten. Mabillon bildete eine Reihe äußerst versierter Dokumentensammler und -kritiker sowie Spezialisten für alte Sprachen aus, zu denen Baluze und Robert Cotelier gehörten. Der von Jesuiten unterrichtete Étienne Baluze (1630–1718), einer der herausragenden Bibliophilen und Archivare seiner Zeit und ehemaliger Sekretär von Erzbischof Pierre de Marca, half dabei, sowohl die Bibliotheca Colbertina als auch die königliche Bibliothek zu verwalten, wie seine große private Sammlung von Manuskripten, die er aus beiden Bibliotheken

- 45 Sein enges Verhältnis zu Baluze brachte Jean Mabillon dazu, als staatlicher Mediävist für Colbert zu arbeiten. Vgl. Emmanuel de Broglie: *Mabillon et la Société de L'abbaye de Saint-Germain des Prés*, 2 Bde., Paris 1888, Bd. 1, S. 55 ff.; Blandine Barret-Kriegel: *Les historiens et la monarchie*. Jean Mabillon, 4 Bde., Paris 1988, Bd. 1, S. 52 ff.
- 46 Mabillons Meisterwerk in Sachen Dokumentenanalyse, *De re diplomatica* (1681), brachte ihm die Bewunderung Colberts, diverse staatliche Renten und Unterstützung für seine Abtei ein. Im Jahr darauf sandte Colbert ihn auch nach Burgund, um nach Dokumenten zu suchen, die die Rechte des Königs berührten. 1683 ließ Colbert ihn durch die Schweiz und Deutschland reisen, um Dokumente bezüglich der Rechte der gallikanischen Kirche aufzuspüren, die für die Festigung von Ludwigs Macht und seinen Ansprüchen auf kirchliche Pfründe von entscheidender Bedeutung waren.

- 47 Lucien Auvray und René Poupardin: *Catalogue des Manuscrits de la Collection Baluze*, Paris 1921, S. XVII.
- 48 Vgl. Jacob Soll: *The Antiquary and the Information State: Colbert's Archives, Secret Histories, and the Affair of the Régale 1663–1682*, in: *French Historical Studies* 31 (2008), S. 3–28.
- 49 Saunders: *Public Administration*, S. 290.
- 50 Orest Ranum: *Artisans of Glory: Writers and Historical Thought in Seventeenth-Century France*, Chapel Hill, N. C. 1980, S. 259–264.

kopierte, anschaulich belegt.⁴⁷ Baluze war für das Tagesgeschäft der Colbertschen Bibliothek zuständig. Er kümmerte sich um ihre Finanzen, Neuerwerbungen und ihr Personal, aber auch um ihre intellektuellen und staatspolitischen Projekte.⁴⁸

Vom Gelehrten zum staatlichen Experten

Sicherlich: Colbert baute auf Patronage ebenso wie seine Vorgänger im Cabinet Dupuy. Er förderte kulturelle Projekte, von denen er glaubte, dass sie Ludwigs und seinen eigenen politischen Zielen nützten. Doch ein großer Teil des internen gelehrten Projekts von Colberts Bibliothek bestand nicht darin, öffentliche Werke zu schaffen oder Gelehrsamkeit zu unterstützen. In vielen Fällen finanzierte er Gelehrsamkeit in einem rein bürokratischen Sinn als Teil des internen Betriebs seines bürokratischen Apparats. Es ist daher möglich, Colbert als evolutionäre Zwischenstufe zu sehen, die die Patronage von Gelehrsamkeit in die Bürokratisierung von Expertise verwandelte.

In der evolutionären Kette zwischen dem gelehrten Geisteswissenschaftler und dem fachlich versierten Bürokraten stand Baluze in der Mitte. Colbert stellte ihn nicht nur an, weil er ein international angesehener Forscher war, sondern auch, wie Colbert selbst in seiner Korrespondenz erwähnt, aufgrund seiner bei den Jesuiten und bei Mabillon verfeinerten Fähigkeiten. Mit seiner guten Handschrift konnte Baluze schnell kopieren, er war ein meisterhafter Titelaufnehmer und kompetent im Umgang mit Rechnungsbüchern.⁴⁹ Und er war zweifellos vertrauenswürdig. Colberts Wissenschaftsethik und seine Logik der Bürokratie und staatlichen Geheimhaltung waren nach seinem Sinn. Am Ende bildeten die Bibliothek und die für sie tätigen Verwaltungsfachleute eine zentrale staatliche Bürokratie der Buchstaben und der Staatsgrundsätze, deren Modus Operandi Colberts Anweisungen darstellten. Seine hauseigenen Wissenschaftler stellten das notwendige Wissen und Instrumentarium für die Politikgestaltung und die Propaganda zur Verfügung. Colbert warb Vertreter des internationalen Humanismus für seine mal öffentliche, mal geheime staatspolitische Gruppe an. Mit der Gründung der *Petite Académie*, die später zur *Académie Royale des Inscriptions et Belles-Lettres* wurde, organisierte er eine historische Forschungsgruppe für politische Propaganda.⁵⁰

Colbert nahm auch Théodore Godefroys Sohn Denis II. (1615–1681), der unter Ludwig XIII. königlicher Geschichtsschreiber gewesen war, in Dienst, um die Archive in Lille zu kuratieren und zu organisieren. Damit stand eine weitere Generation von Godefroys in den archivarischen Diensten des Königs, wenngleich sie bei weitem nicht den Einfluss und das Ansehen eines Théodore Godefroy genoss. Als Colbert 1683 starb, ging auch der Großteil der königlichen Patronage verloren, der die Familie ernährt und an das politische Geschäft gebunden hatte. Ob dies nun an den kostspieligen militärischen Unternehmungen Ludwigs XIV. lag oder an ihrem mangelnden Verständnis, Colberts Nachfolger jedenfalls setzten sein umfassendes kulturelles Programm nicht fort.⁵¹ Doch die Idee des staatlichen Experten gedieh bis ins 18. Jahrhundert hinein und nahm in gewisser Weise Philosophen wie Turgot und Gruppen wie die Enzyklopädisten vorweg – die selbst ein verkappter Think Tank waren und sich regelmäßig trafen, um ihr Wissen auszutauschen und die Grundzüge der Politik zu entwickeln. Ökonomen, Physiokraten und *philosophes* wie Quesnay und Turgot kamen aus dem Colbertschen Verwaltungsapparat, doch hingen sie einer neuen Philosophie an. In der Nachfolge Boulainvilliers' und Le Laboueurs, der parlamentarischen Gelehrten aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, bildeten auch Gelehrte wie Sainte-Palaye, Durey de Meinières und Louis-Sébastien Le Paige eine Forschungs- und Propagandagruppe und machten sich viele der Beschwerden der Fronde zu Eigen. An ihnen war es zu zeigen, dass die historischen alten Rechtsdokumente, denen die Dupuys und Colbert nachgejagt waren und die von Ludwigs XIV. späteren Ministern und ihren Erben links liegengelassen wurden, sehr wohl entscheidende Werkzeuge für das Regierungsgeschäft, für Legitimität und Propaganda darstellten – und dass sie das Recht des Parlaments bewiesen, die Monarchie zu regulieren. Sie stellten unter Beweis, dass hochkarätige Forschung unverzichtbar war, um politische Wirkung zu erzielen. Während sich die Politstrategen und Experten zunehmend in Kritiker oder einsame Diener der Monarchie verwandelten, schwand die Autorität der Krone in dem langen Jahrhundert zwischen Ludwig XIV. und der französischen Revolution.

51 Barret-Kriegel: Les historiens et la monarchie, Bd. 1, S. 215.

PHILIPP SARASIN

Die Pfauenfedern der Kulturwissenschaft

Zur Genealogie der Zeichen bei Charles Darwin

1 Charles Darwin: Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe um's Dasein. Übers. von J. Victor Carus, (8. Auflage), Stuttgart 1899.

Eine klassische, scheinbar ganz einfache und bestens etablierte Annahme besagt, dass Biologen sich mit der Natur beschäftigen, in der es um das Überleben geht, während Geisteswissenschaftler vom Menschen als dem sprechenden Wesen handeln. Tiere interpretieren nicht, so nimmt man ferner an, sondern sind in ihrem Verhalten dadurch «gesteuert», dass sie sich auf Leben oder Tod ihren Existenzbedingungen anzupassen haben, während Menschen in ihrem Handeln und in ihren Entscheidungen sich an Werten orientieren, der Sprache unterworfen und ins Netz der Interpretationen verwoben sind. Man kann Max Weber oder Jacques Lacan, Claude Lévi-Strauss oder Clifford Geertz zitieren: in der fundamentalen Annahme, dass der Zeichengebrauch und die interpretierende Wahl spezifisch menschlich sind, waren sich die Heroen der Kulturtheorie des 20. Jahrhunderts im Wesentlichen einig.

Biologismus versus Kulturalismus

Ebenso selbstverständlich scheint die verbreitete Vorstellung, dass Charles Darwin 1859 im *Origin of Species* mit dem Prinzip der *natural selection*, der «natürlichen Zuchtwahl»,¹ den Mechanismus der Evolution der Arten erschöpfend beschrieben habe. Das *survival of the fittest* – nicht des «Stärksten», sondern des am besten an die aktuellen Umgebungsbedingungen Angepassten – scheint als

Erklärungsprinzip alle Vorgänge in der lebenden Natur so sehr adäquat zu erfassen, dass dieses «Gesetz» immer wieder als ein taugliches Instrument erschien und erscheint, die «wirklichen», die «tiefen» Beweggründe und Kräfte auch der menschlichen Handlungen und Entscheidungen zu beschreiben. Zwar mag das Spektrum von der kruden Übertragung der angeblich natürlichen Norm des «Überlebens des Stärksten» – die Formulierung findet sich bei Darwin nicht – im Sozialdarwinismus und in der Rassenhygiene in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bis hin zu heutigen spieltheoretischen Modellen, die alles menschliche Handeln nach der Logik der Optimierung der eigenen Profit- oder Reproduktionschancen als bewusstes oder unbewusstes Kalkül und Strategem berechnen, sehr weit sein. Doch in den Zeiten des Booms der Soziobiologie, der evolutionären Psychologie und von der Biologie faszinierten Ökonomie zielt eine jenseits der angeblichen Illusionen der Kultur operierende, mit der Biologie als der Grundlage unserer Existenz in Übereinstimmung stehende Erklärung immer auf die «evolutionäre» Wahrheit des *survival of the fittest*.²

Wer das nicht glauben will, scheint tatsächlich ein Problem zu haben: Wie will man denn die Behauptung begründen, dass Menschen sich zumindest *auch* nach Präferenzen und Werten entscheiden können, die nicht unmittelbar funktional in Bezug auf ihr wirtschaftliches oder biologisches Überleben stehen? Woher kommen, spezieller noch, kulturelle Wertschätzung und Schönheitsempfindungen, ästhetische Präferenzen und Normen, wenn diese nicht einen «evolutionären», einen «adaptiven» Wert haben? Es gibt eine zunehmend beliebte Linie des Argumentierens, die besagt, dass etwa die Schönheit eines symmetrischen, wohlproportionierten Körpers auf *darwinian fitness* verweise. Sie leite sich scheinbar ganz direkt von der Norm des *survival* ab; die entsprechenden Formen seien von der *natural selection* hervorgebracht worden.³ Alles andere wäre dann buchstäblich Schall und Rauch, bloße Illusionen eines exaltierten menschlichen Geistes, hinter dessen Zeichenspielen die harte Realität des Kampfes ums Dasein wirke.

Damit aber scheint die unüberwindliche Schlachtlinie zwischen Biologismus und Kulturalismus ein weiteres Mal befestigt zu sein (und sich noch mehr zugunsten des Biologismus zu verschieben): zwei Positionen jedenfalls, die ihren Vertretern als je fundamental

2 Vgl. Jerome H. Barkow, John Tooby, Leda Cosmides: Introduction: Evolutionary Psychology and Conceptual Integration, in: dies. (Hg.), *The adapted mind. Evolutionary psychology and the generation of culture*, New York 1992, S. 3–15.

3 Vgl. Gábor Paál: Woher kommt der Sinn für das Schöne? Grundzüge einer evolutionären Ästhetik, in: Helmut A. Müller (Hg.): *Evolution: woher und wohin? Antworten aus Religion, Natur- und Geisteswissenschaften*, Göttingen 2008, S. 165–179.

- 4 Vgl. Helmut A. Müller (Hg.): Evolution: woher und wohin? Antworten aus Religion, Natur- und Geisteswissenschaften, Göttingen 2008; Antoinette Becker (Hg.): Gene, Meme und Gehirne. Geist und Gesellschaft als Natur. Eine Debatte, Frankfurt/M. 2003.
- 5 Vgl. Philipp Sarasin: Darwin und Foucault. Genealogie und Geschichte im Zeitalter der Biologie, Frankfurt/M. 2009.
- 6 Charles Darwin: Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl, Bd. I, 2. Auflage, Stuttgart 1871, S. 746.

wahr erscheinen und nicht verhandelbar sind. Auch wenn die Kulturalisten das Problem einer «letzten», vielleicht biologischen Fundierung des Zeichengebrauchs und der (ästhetischen) Wertentscheidungen als ungelöst anerkennen mögen, wird sie das nicht dazu bringen, Zeichen und Werte als bloße Illusion aufzugeben und das Feld den biologischen Erklärungsmustern zu überlassen. Und umgekehrt glauben die Biologen und an der Biologie orientierten Sozialwissenschaftler sich so sehr auf die erwiesene Wissenschaftlichkeit ihres fundamentalen Prinzips berufen zu können, dass sie die Diskussion mit den Kulturalisten gar nicht mehr zu führen brauchen. Dass eine zunehmend große Zahl von Kulturwissenschaftlern heute der Ansicht sind, letztlich würden auch alle unsere kulturellen und ästhetischen Werte in Adaptionsleistungen wurzeln, die der Mensch spätestens im Paläolithikum erbracht habe – Adaptationen an die natürlichen Existenzbedingungen, wie das *survival of the fittest* sie erfordert –, schwächt zweifellos die Position jener, die die Besonderheit und Eigenlogik von kulturellen Prozessen behaupten möchten.⁴

Angesichts dieser etwas entmutigenden intellektuellen Situation könnte es sinnvoll sein, Darwins alte Texte noch einmal genau zu lesen.⁵ Dabei wird man entdecken, dass dieser im *Origin of Species* (1859) zwar fraglos und mit sehr vielen, seither aufs Glänzendste bestätigten theoretischen und empirischen Gründen die Wirksamkeit der *natural selection* als Motor der Evolution der Arten beschrieben hat. Aber man wird auch entdecken, dass ihn seine Erklärung nicht restlos befriedigte – und zwar so sehr, dass er 1871 im Vorwort zu *The Descent of man and selection in relation to sex* gestand, «daß ich in den früheren Ausgaben meiner Entstehung der Arten wahrscheinlich der Wirkung der natürlichen Zuchtwahl oder des Überlebens des Passendsten zu viel zugeschrieben habe».⁶ «Zu viel» – zu viel *natural selection*, zu sehr *survival of the fittest*? Das ist so erstaunlich, so sehr gegen das intuitive Verständnis der Evolutionstheorie gerichtet, dass die Darwin-Rezeption seither diesen Vorbehalt nicht nur großzügig verdrängt hat, sondern auch die Gründe, die Darwin zu diesem skeptischen Überdenken seiner eigenen Theorie geführt haben, bis heute entweder ignoriert oder aber, wenn sie sie zur Kenntnis nimmt, offenkundig nicht wirklich verstehen kann oder will, wie wir sehen werden.

Darwins Dilemma

Darwins Problem, das ihn zum Eingeständnis von 1871 führte, lag auf der Hand. Viele Formen der äußeren Gestalt, insbesondere von männlichen Tieren, weisen «schmückende» Ornamente auf, die nicht nur besonders auffallend sind, sondern für alle handfesteren Formen des «Kampfes ums Dasein» entweder gänzlich überflüssig oder gar hinderlich erscheinen müssen. Wenn er eine Pfauenfeder sehe, so bekannte er daher in den 1860er Jahren, werde ihm schlecht: Wie soll die Theorie der *natural selection* den überflüssigen, das Fliegen und gar das Kämpfen des Pfauhahns offensichtlich behindernden Federschmuck erklären können, wie seine Gegner maliziös fragten? Sie hatten recht, denn die *natural selection* scheidet, wie Darwin im *Origin of Species* nicht müde wurde zu betonen, bis auf die sogenannten Rudimente, die gleichsam als «Erinnerungen» an frühere Formen in der Gestalt aktueller Organismen zuweilen übrigbleiben, alles Überflüssige, alles für das Überleben eines Organismus Unbrauchbare und Dysfunktionale erbarmungslos aus. Ein offenkundiges Dilemma: Entweder gilt dieses Prinzip, dieses «Gesetz» (wie Darwin stolz und mit Blick auf Newtons Gravitationsgesetz sagte) – oder es gilt nicht, ist gescheitert an ein paar schönen Federn. Es sei denn, Darwin wäre fähig, sein erstes Prinzip, die *natural selection*, mit einem zweiten zu ergänzen, wo die Erklärungskraft des ersten offenkundig versagt. In späteren Auflagen des *Origin of Species* führte er dieses zweite Prinzip unter dem Titel der *sexual selection*, der «sexuellen Zuchtwahl», schon andeutungsweise ein und im Buch *Die Abstammung des Menschen* von 1871 entfaltet er es in voller Breite. Diese zweite Theorie soll namentlich die evolutionäre Ausbildung von körperlichen Ornamenten erklären, zudem aber auch die Ausdifferenzierung des Geschlechterdimorphismus erhellen und in bestimmten Fällen sogar die Ausdifferenzierung verschiedener Spezies erklären helfen. Dieses zweite Prinzip ist laut Darwin schwächer, weniger ausgeprägt und weniger prägend als die *natural selection*. Kein Tier stirbt, wenn seine Angebetete es nicht erhört. Dennoch ist die *sexual selection* für Darwin unverzichtbar; er führte damit, sich dessen wohl kaum bewusst, in den Raum der Naturgeschichte und der biologischen Theoriebildung ein Prinzip ein, das, wie ich im Folgenden zeigen möchte, ein Zeichen-

- 7 Vgl. Michael Tomasello:
Die kulturelle Entwicklung
des menschlichen Denkens.
Zur Evolution der Kognition,
Frankfurt/M. 2006, S. 15.
- 8 Darwin: Abstammung des
Menschen, Bd. I, S. 241; ders.,
The descent of man, I, S. 273.
- 9 Malin Ah-King:
Sexual Selection Revisited –
Towards a Gender-Neutral
Theory and Practice, in: Eu-
ropean Journal of Women's
Studies 14 (2007) Nr. 4,
S. 341–348.

prozess ist. Damit aber könnte es die oder sogar auch nur eine der genealogischen Grundlagen dessen darstellen, was wir Kultur nennen.⁷

Im Bereich der zweigeschlechtlichen Reproduktion ist es notwendig, dass weibliche und männliche Organismen zueinander kommen, indem sie einerseits Rivalen ausschalten und andererseits sich als Geschlechtspartner auswählen. Dabei seien die Männchen, so Darwins viktorianisches Standard-Modell, meist nicht besonders wählerisch, sondern würden höchstens, sofern notwendig, mit anderen Männchen darum kämpfen, sich mit Hilfe *irgendeines* Weibchens reproduzieren zu können, während die Weibchen «spröde» (*coy*) seien,⁸ dabei aber immerhin wählerisch. Heute hat zwar eine Reihe von feministischen Evolutionstheoretikerinnen gezeigt, dass es viele Beispiele von «competing females» und «choosy males» gibt (oder überhaupt hermaphroditische Arten mit bis zu «500 different sexes»...) und es daher an der Zeit sei, von einem gender-neutralen Modell auszugehen, in welchem die Rollen von sexueller Aggressivität und Zurückhaltung nicht vorab klar verteilt sind.⁹ Darwins viktorianischer bias hat allerdings den charmanten Vorteil, dass er trotz des scheinbaren gender-Klischees just die Wirkmächtigkeit der weiblichen Wahl betont.

Folgen wir also hier Darwins Standard-Modell: Wenn zwei Männchen um den Besitz von einem oder mehreren Weibchen streiten, ordnet Darwin dies zwar dem Bereich der *sexual selection* zu, doch im Grunde gilt hier wie bei der *natural selection*, dass sich in dem Fall tatsächlich der Stärkere im Kampf um eine knappe «Ressource» durchsetzt. Das führt bei vielen Tieren dazu, dass sich für diesen Kampf bestimmte Körperformen bilden, die Darwin als sekundäre Geschlechtsmerkmale bezeichnet, wie die sprichwörtlichen Hörner von Böcken, die Geweihe von Hirschen oder die Stoßzähne von Elefanten. Nichts daran widerspricht dem Prinzip der *natural selection*, dass Organismen in der Auseinandersetzung um Lebenschancen sich anpassen und die für ihr Überleben und ihre Reproduktion notwendigen «Waffen» und Eigenschaften entwickeln.

Ganz anders aber sehen die Dinge laut Darwin aus der Sicht der Weibchen aus. Er beschreibt an vielen Beispielen, dass Weib-

chen – sofern sie sich nicht einfach «dem Stärksten» hingeben müssen – ihre Geschlechtspartner auswählen. Was heißt das? Der von Darwin durchgängig verwendete Begriff «selection» meint im Fall der *natural selection*, dass die gegebenen Existenzbedingungen darüber «entscheiden», ob ein Organismus sich reproduzieren kann oder nicht. Doch dies sei, so Darwin, bloß eine unvermeidlich metaphorische Verwendung des Begriffs, die unglücklicherweise suggeriere, dass es dabei einen Akteur gebe, der aktiv «wähle»: «die» Natur oder gar ein Schöpfer...¹⁰ Der Begriff der *natural selection* bedeutet also nur, dass die Existenzbedingungen «selektiv» sind, mehr nicht. Ganz anders im Fall der weiblichen *sexual selection*: Die Weibchen wählen ihren Geschlechtspartner tatsächlich aktiv und gleichsam «bewusst», in irgendeiner Weise «intentional». Darwin beschreibt ausführlich, wie rivalisierende Vogel Männchen sich vor einem Weibchen präsentieren, ihren Gesang hören lassen, ihre Federn ausbreiten, kleine Tänze vollführen – und das Weibchen sich dann für «den Schönsten», den aus seiner individuellen Sicht Attraktivsten *entscheidet*, sich mit ihm und keinem anderen paart. Diese Wahl der Weibchen habe, so Darwin, manifeste Auswirkungen auf Form, Farbe und Verhalten der Körper der Männchen. Denn die sprichwörtliche Pfauenfeder und unzählige andere ornamentale Farben und Formen vor allem an den Körpern von Männchen würden sich, anders als das Geweih des Hirsches, evolutionär nicht durch die Serie fortgesetzter Kämpfe bilden, sondern in einer langen Reihe von weiblichen Entscheidungen für bestimmte Männchen.

10 Vgl. Darwin: Entstehung der Arten, S. 415.

Theorien der *sexual selection*

Bevor wir dieses Darwinsche Argument genauer betrachten, ist zuerst ein kurzer Blick in die Biologie nach Darwin nötig. Lange Zeit hat diese – und auch die populäre Rezeption Darwins – dessen Überlegungen zu dieser weiblichen Wahl wenig Aufmerksamkeit geschenkt und die Ausbildung ornamentaler Muster an den Körpern vor allem von Männchen als eine etwas schrullige Überflüssigkeit der auf dem soliden Fundament der *natural selection* gegründeten Evolution angesehen. Heute ist zwar unbestritten, dass Weibchen sich für bestimmte Männchen entscheiden und diese Wahl die Körper der Männchen oder zumindest deren ornamen-

- 11 Ronald A. Fisher: The genetical theory of natural selection, New York, 2. Auflage, New York 1958.
- 12 Vgl. David W. Hall et al.: Runaway Sexual Selection when Female Preferences Are Directly Selected, in: Evolution 54 (2000), No. 6, S. 1862–1869.
- 13 Vgl. John P. Swaddle et al.: Socially Transmitted Mate Preferences in a Monogamous Bird: A Non-Genetic Mechanism of Sexual Selection, in: The Royal Society, Proceedings: Biological Sciences 272 (2005), No. 1567, S. 1053–1058.

talen «Schmuck» evolutionär verändert. Klar ist auch, dass die biologische Basis dieses Prozesses wie bei der *natural selection* dieselbe ist: Es ist die individuelle Variation, wie Darwin sagte, oder in heutigen Begriffen die Mutation bzw. die Gendrift. Durch das Vermischen der elterlichen Genome bei der sexuellen Fortpflanzung und durch zufällige Mutationen entstehen bei einem Individuum kleinste Unterschiede und Abweichungen von der Gestalt des Organismus der Eltern oder auch der Geschwister bzw. der eigenen Generation, und diese Abweichungen ermöglichen das differenzierende, das selektierende «Eingreifen» der *natural selection* und die präferierende Wahl des Weibchens.

Allein, wie genau kommt diese überwiegend weibliche Wahl zustande? Das scheint der springende Punkt zu sein – und bis heute herrscht darüber keine Einigkeit. Einer der ersten, der eine moderne Reformulierung der Theorie der *sexual selection* unternahm, war der Populationsgenetiker Ronald A. Fisher, der 1930 und vor allem in der öfter zitierten 1958 erschienenen zweiten Auflage seines Buches *The Genetical Theory of Natural Selection* die These aufstellte, die schöne Gestalt und die auffallenden Formen der Männchen würden von Weibchen wohl anfänglich deswegen bevorzugt selektiert, weil sie auf besondere *fitness* und Gesundheit ihres Trägers verwiesen und damit die Reproduktion mit diesem Männchen lohnend machten.¹¹ Doch das war für Fisher nur der – mögliche – Ausgangspunkt für einen evolutionären «runaway-process», in dem sich bestimmte Eigenschaften in einer geometrischen, sich selbst verstärkenden Reihe von Generation zu Generation steigern. Denn Fisher nahm an, dass die männliche Anlage für z.B. schöne lange Pfauenfedern und die weibliche Vorliebe für genau diesen männlichen Schmuck je in ihren Genen weitergegeben würden. Dieser Prozess der Selektion von Männchen mit besonders schönen Federn würde sich solange wechselseitig verstärken, bis er durch eine eventuell notwendige *natural selection*-Grenze gestoppt würde.¹²

Ganz unabhängig davon, ob nun die Präferenz der Weibchen für bestimmte Ornamente vererbt ist und damit eine genetische Basis hat oder aber angelernt ist,¹³ bleibt festzuhalten, dass Fisher von einer sich verstärkenden Eigendynamik bestimmter Zeichen sprach, die als solche arbiträr sind. Neuere Theorien hingegen

haben sich weitgehend von solchen zum Teil noch ästhetischen Argumenten abgewandt und, wie Winfried Menninghaus spitz bemerkt, «einen erheblichen Einfallsreichtum entfaltet, um Darwins zweite große Theorie zu einem bloßen Unterkapitel seiner ersten herunterzustufen»: ¹⁴ Die Ornamente der Männchen seien nicht als Schmuck zu deuten, sondern unmittelbar Ausdruck von *fitness* und daher für Weibchen das «Signal», dass es sich «lohne», in die Fortpflanzung mit diesem Partner zu «investieren». In der einflussreichen «parental investment theory» von Robert L. Trivers erscheint die *female choice* durch die Frage nach der «Investition» der Weibchen in die «Produktion» der Eizelle und dann in die Aufzucht von Nachwuchs mit diesem oder jenem Partner gesteuert. ¹⁵ Trivers nahm an, dass es bei allen männlichen Kämpfen um die Weibchen und den Kapripen der weiblichen Wahl immer darum gehe, für die mit weniger Energieaufwand zu produzierenden, «billigeren» und reichlich vorhandenen Spermien einerseits und die weniger zahlreichen und energetisch «teureren» Eizellen andererseits eine jeweils optimale Reproduktionsstrategie zu finden. Diese einflussreiche Reformulierung sei aber, so Menninghaus, «biologistischer als Darwins eigene Fassung, da sie deren komplexe Merkmalsverteilung» zwischen Männchen und Weibchen «an die Unterscheidung von Ei- und Samenzelle zurückkoppelt». ¹⁶ Doch mit dem Begriff der «Investition» gab Trivers die Denkrichtung für das heutige Standard-Modell der *sexual selection* vor. In der 1979 von Weatherhead und Robertson vorgeschlagenen «sexy son hypothesis» wird angenommen, dass das Weibchen jenes attraktive Männchen auswählt, von dem es glaubt, am meisten Söhne zu erhalten, die dann ihrerseits wieder viele Nachkommen haben, was das Ziel der weiblichen «Investition» in die Fortpflanzung sei. ¹⁷

Das Problem mit solchen im Einzelnen sehr komplexen Theorien und empirischen Analysen über die möglichen Gründe, die die Wahl der Weibchen motivieren können, ist nicht nur, dass den Weibchen gleichsam strategische Kalküle unterschoben werden, ohne dass es, natürlich, eine Möglichkeit gäbe, diese direkt zu überprüfen, sondern auch, dass diese angeblichen Kalküle in ihren Resultaten empirisch offenbar doch nicht so gut belegt sind, wie immer behauptet wurde. ¹⁸ Was auch immer also die Weib-

14 Winfried Menninghaus: Das Versprechen der Schönheit, Frankfurt/M. 2003, S. 139.

15 Robert L. Trivers: Parental investment and sexual selection, in: Bernard Campbell (Hg.): Sexual Selection and the Descent of Man, 1871-1971, London 1972, S. 136-179.

16 Menninghaus: Das Versprechen der Schönheit, S. 89f.

17 Patrick J. Weatherhead und Raleigh J. Robertson: Offspring Quality and the Polygyny Threshold: The Sexy Son Hypothesis, in: The American Naturalist 113 (1979), No. 2, S. 201-208. Andere Evolutionsbiologen vermuten, dass zum Beispiel der Pfauhahn durch seine übergroßen Federn demonstriert, wie fit er sei, weil er eben trotz all des Schmucks kämpfen und überleben könne, oder auch, dass es eine Beziehung zwischen der individuellen Ausprägung artspezifischer Ornamente und der Krankheitsresistenz gebe, etc. All diese Argumente laufen darauf hinaus, dass die auffallenden, evolutionär «kostspieligen» Ornamente von Männchen ihre «good genes» anzeigten, wie das Standard-Modell der sexual selection-Theorie in der Biologie heute annimmt. Vgl. Mark Kirkpatrick: Good Genes and Direct Selection in the Evolution of Mating Preferences, in: Evolution 50 (1996), S. 2125-2140.

- 18 Man weiß in diesem Feld noch vergleichsweise wenig. Neue Studien an der Fruchtfliege (*Drosophila melanogaster*) etwa scheinen zu zeigen, dass genetische fitness – gemessen am zahlenmäßigen reproduktiven Erfolg – von weiblichen und männlichen Nachkommen keineswegs automatisch auch zum entsprechenden Fortpflanzungserfolg dieser Nachkommen führen bzw. beträchtliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern zeigen. So seien die Töchter von besonders fitten Müttern ihrerseits zwar ebenfalls besonders fit, deren Söhne hingegen keineswegs, während die Söhne von nicht besonders fruchtbaren Müttern viele Nachkommen zeugen. Umgekehrt seien Töchter von fitten Vätern nicht sehr fortpflanzungsfreudig, während die Fitness der Söhne kaum vom Grad der Fitness der Väter beeinflusst würde. Die Konsequenzen dieser Fortpflanzungs-Experimente sind für Liza Gross weitreichend: «This sexually antagonistic pattern challenges sexual selection theory predictions that female costs of reproduction are offset by the indirect benefits of passing on good genes or generating sexy sons with high reproductive success.» Vgl. Liza Gross: *Sexual Selection Comes at a Cost*, in: *PLoS Biology* 4(2006) Nr. 11: e394.

- 19 Darwin: *Abstammung des Menschen*, Bd. II, S. 108.

- 20 Vgl. Adrian Desmond und James Moore: *Darwin*, London 1992, S. 257.

chen sich denken mögen bei der Wahl eines Männchens – auf ein bloßes Strategem zur Optimierung der genetischen Reproduktion scheint sich diese weibliche Wahl vielleicht doch nicht reduzieren zu lassen. Zumindest scheint man sagen zu dürfen, dass die Wahl von fitten Männchen gar nicht unbedingt eine gute «Strategie» ist, wie sie sich in vielen Enkelkindern «auszahlen» sollte. Aber was ist sie dann?

Sexual selection als Kulturprozess

In dem Maße, wie die Auskünfte der modernen Biologie in der Frage der *sexual selection* bis heute schwankend sind und diverse Hypothesen diskutiert werden, mag der Versuch des Historikers, sich in die Debatte einzumischen, trotz allen Respekts vor disziplinären Grenzen vielleicht nicht gänzlich müßig erscheinen. Zum einen beschränke ich mich dabei auf das Lesen des alten Darwins, was Biologen sowieso schon längst uns Historikern überlassen haben; zum anderen aber will ich zeigen, dass es im Falle der *sexual selection* möglicherweise um die genealogische Begründung von Kultur geht, was wiederum weniger in die Kompetenz der Biologen als in jene von Kulturwissenschaftlern fällt.

Doch wie auch immer – ein produktives Vorgehen in dieser Debatte könnte, wie gesagt, darin bestehen, wieder Darwin zu lesen. Denn im Blick auf die möglichen Gründe für die weibliche Wahl bemerkt dieser in seiner altmodischen Sprache und mit der Zurückhaltung des viktorianischen Gentleman nur (dabei aber mit Hintersinn), dass die Weibchen durch die sich vor ihnen präsentierenden Männchen «frappiert» würden.¹⁹ Zwar kann also auch Darwin nicht erraten, was Frauen sich «dabei» wohl denken mögen, abgesehen davon, dass er in Fragen der Geschlechterbeziehungen nicht gerade eine vertrauenerweckende Referenz darstellt.²⁰ Aber der Begriff «frappieren» zeigt zuallererst, dass Darwin nicht annimmt, die männliche Erscheinung bedeute in den Augen der Weibchen etwas ganz Bestimmtes – *fitness*, gute Gene, «sexy sons», viele Enkel oder was auch immer. Es geht nur um Anziehung: «Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich das Weibchen die Sache lange mit Bewußtsein überlegt», heißt es im 14. Kapitel von *Die Abstammung des Menschen*; «es wird aber von dem schönsten oder dem melodischsten oder dem tapfersten Männ-

chen am meisten gereizt oder angezogen. Man darf dabei nicht vermuten, daß das Weibchen jeden Streifen oder jeden farbigen Fleck studiert, daß z. B. die Pfauhenne jedes Detail in dem prachtvollen Behänge des Pfauhahns bewundert: – es wird wahrscheinlich nur durch die allgemeine Wirkung frappiert» («she is probably struck only by the general effect», wie es im Original heißt).²¹ Das bedeutet nicht, dass Darwin nicht annehmen würde, dass diese versammelten männlichen Zeichen bzw. deren Gesamtwirkung nicht auf irgendetwas hinweisen würden. Es geht dabei selbstverständlich, so Darwin, um eine «Liebeserklärung»²² des Männchens, und das Weibchen wählt das Männchen ebenso selbstverständlich für die «Liebe». Weiter aber lässt sich das Signifikat dieses Zeichens gemäß Darwin nicht bestimmen, oder genauer noch: Wir können nicht wissen, was das Zeichen für das Weibchen «bedeutet» – es ist «frappiert» und mag sich dabei denken, was es will. Es scheint daher, wie wir hier schon erkennen, gerade nicht so zu sein, dass diese Zeichen, z. B. ein äußeres Ornament, ein «Signal» aussenden, das ein bestimmtes weibliches Verhalten «auslösen» soll.²³ Ein Zeichen ist kein «trigger». Solche Zeichen «lösen» nicht einfach ein Verhalten aus, sondern sind Werbebotschaften, die das Weibchen abschätzt, ja abschätzen muss. Die «Liebes»-Zeichen der Männchen müssen von den Weibchen in einer wie auch immer rudimentären, eingeschränkten Form «interpretiert», ja «verstanden» werden – und das Weibchen kann, *hélas*, «nein» sagen und den Konkurrenten erhören.

Warum das so ist, mag ein zweiter wichtiger Punkt erläutern, der unter der heute dominierenden evolutions-funktionalistischen Perspektive zu verschwinden droht: Die «Liebes»-Zeichen, die Darwin an den von ihm beschriebenen Vögeln und anderen Tieren beobachtet, sind *arbiträr*. Das ist zuerst in langer evolutionsgeschichtlicher Perspektive alles andere als selbstverständlich. Denn die Evolutionstheorie postuliert, dass bestimmte Organe, Mechanismen, Funktionen oder Eigenschaften, die sich als besonders brauchbar erwiesen haben, von vielen Organismen entweder übernommen oder mehrfach im Laufe der Evolution «erfunden» wurden; das beste Beispiel dafür ist das Auge. Nun ließe sich annehmen, dass auch im Feld der sexuellen Fortpflanzung nicht nur

21 Darwin: Abstammung des Menschen, Bd. II, S. 108; Darwin: *The Descent of Man and Selection in Relation to Sex*, Vol. I+II, London 1871, S. 123.

22 Darwin: Abstammung des Menschen, Bd. II, S. 108.

23 Vgl. Daniel Otte: *Effects and Functions in the Evolution of Signaling Systems*, in: *Annual Review of Ecology and Systematics* 5 (1974), S. 385–417.

24 Darwin: Abstammung des Menschen, Bd. II, S. 63.

die primären Geschlechtsorgane eine in vielen Spezies vergleichbare Form und Funktion aufweisen, sondern auch die für dieses Geschäft notwendigen Zeichen (die dann tatsächlich eher ein Signal wären). Große Artengruppen wie jene der Säugetiere oder der Vögel teilen untereinander bekanntlich je sehr viele gemeinsamen Züge; doch wie in einer Spezies die Männchen die Weibchen anzulocken versuchen, ist von geradezu verschwenderischer artspezifischer Exklusivität. Darwin spricht in dieser Hinsicht von «Moden», so vielfältig, wechselnd und schillernd kam ihm das alles vor.²⁴ Der rote Kamm der Hähne, die farbigen Hinterteile von Affen oder die schönen Federn vieler Vögel lassen andere Tiere als die Weibchen der eigenen Art völlig kalt. Es gibt, mit anderen Worten, keine auch nur halbwegs plausible Beziehung zwischen einer bestimmten Farbe oder Form eines Ornaments und einer dadurch bezeichneten Eigenschaft im Feld der «Liebe».

Es mag zwar so sein, dass besonders schön ausgeprägte Formen und Farben tatsächlich auf «Kraft und Gesundheit» ihrer stolzen Besitzer verweisen – so wie in unseren Augen junge, geschlechtsreife Erwachsene üblicherweise schöner und attraktiver sind als alte Leute. Wer daraus aber ableiten will, dass diese Zeichen folglich in eindeutiger Weise einen differenzierten Grad von Fitness bedeuten, irrt sich wohl. Vielmehr vermag die *sexual selection* der Weibchen schier unendlich differenzierte Muster am männlichen Körper hervorzubringen, die insgesamt viel reichhaltiger und komplexer sind, als die armseligen Wahrheiten der Reproduktion, die sie angeblich immer nur «anzeigen» oder «signalisieren» müssen. Die Zeichen verfügen, mit anderen Worten, über eine Art Eigenlogik, die Darwin mit den Begriffen der klassischen Ästhetik beschreibt. Denn die Wahl des Weibchens basiert auf einer *ästhetischen* Wertschätzung: Die Schönheit dieser Zeichen und nichts anderes ist es, was das Weibchen «frappiert», auch wenn sich diese Zeichen im semantischen Feld der «Liebe» bewegen. Diese Schönheit verweist zwar zweifellos auf etwas, aber sie ist dabei buchstäblich üppiger als ihr Signifikat, das heißt als die Zahl möglicher Nachkommen. Die bloße evolutionäre Anforderung an den männlichen Körper, «good genes» zu «signalisieren», hätte kaum zur Ausbildung von so überbordend vielfältigen und ausdifferenzierten Zeichen geführt, wie sie tatsächlich zu beobachten sind.

Und schließlich drittens: Die Zeichen, die bei der *sexual selection* im Spiel sind, haben eine Geschichte. Ob diese in üblicher evolutionärer Weise «lang» ist, oder, wie Ronald Fisher vermutet, dank des «runaway»-Prozesses mit seiner geometrischen Progression in verhältnismäßig «kurzer» Zeit ablief, ist dabei unerheblich. Entscheidend ist, dass diese Zeichen nicht irgendwie «gegeben» sind, sondern sich, wie Darwin annimmt, aus *insignifikanten* «ersten», «ursprünglichen» Differenzen im Prozess der *sexual selection* und ohne *survival*-Notwendigkeiten entwickelt haben. Am «Anfang» standen unscheinbare Färbungen und Formen etwa eines Gefieders, die sich dann gemäß dem Geschmack der Weibchen zu hochgradig differenzierten Formen von überlegener Schönheit entwickelten. Dieses «fortgesetzte Vorziehen der schönsten Männchen»²⁵ soll nun näher analysiert werden. Wir werden dabei sehen, dass Darwins Analyse genau jenen Prozess erfasst, den Jacques Derrida knapp ein Jahrhundert später mit dem Namen der *différance* belegt hat.²⁶

Der Glanz des Argusfasans

Auf den Schwanzfedern des Argusfasans findet sich ein Ornament, das ans Unwahrscheinliche grenzt: sogenannte Augenflecken, die wie schwarze Kugeln schattiert sind, welche gleichsam auf einem Sockel ruhen und mit einem weißen «Lichtpunkt» versetzt sind. Diese Lichtpunkte liegen, wenn der Fasan seine Federn vor dem Weibchen aufstellt, zu allem Überfluss auf der oberen linken Seite der Kugeln, als ob sie von oben beleuchtet würden! «Es ist», so Darwin, «gerade dieses Schattierung, welche in einer so wunderbaren Weise die Wirkung hervorbringt, als schein Licht auf eine convexe Oberfläche.»²⁷ (Abb. 1)

Die Vermutung, man sehe hier den künstlerischen Pinselstrich Gottes, wie Darwins Gegner stichelten, scheidet als Erklärung ebenso aus wie der reine Zufall: «Ich glaube, es wird wohl Niemand diese Schattierung, welche die Bewunderung vieler erfahrener Künstler erregt hat, dem Zufall zuschreiben, – dem zufälligen Zusammentritte von Atomen gefärbter Substanzen» (dieses Argument verwendete Darwin schon 1859 im *Origin of Species*, um die Idee einer *creatio ex nihilo* abzuweisen).²⁸ Er fährt fort: «Daß diese Ornamente sich durch eine behufs der Paarung ausgeübte

25 Darwin: Abstammung des Menschen, II, S. 123.

26 Jacques Derrida: Die *différance*, in: ders., Randgänge der Philosophie, Wien 1988, S. 29–52.

27 Darwin: Abstammung des Menschen, II, S. 125.

28 Darwin: Entstehung der Arten, S. 687.

29 Darwin: Abstammung des Menschen, II, S. 124.

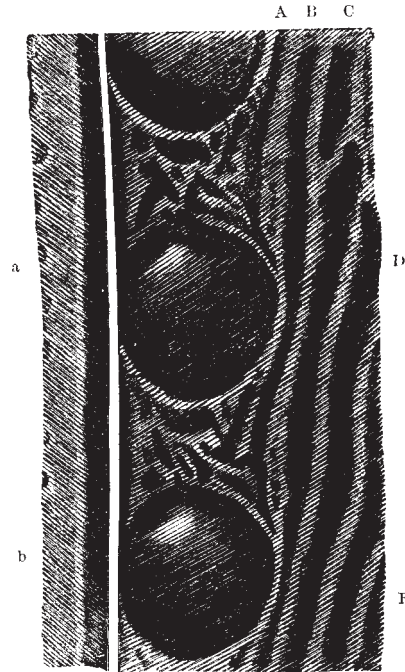
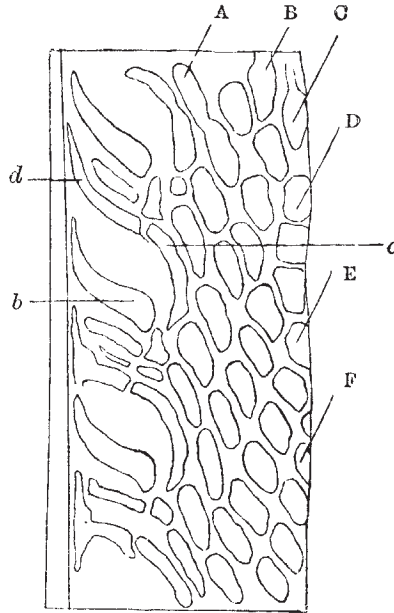
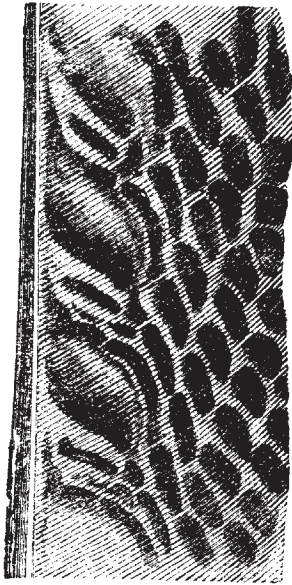


Abb. 1
«Teil einer Schwanzfeder
zweiter Ordnung vom
Argusfasan»

Auswahl [i. e. *sexual selection*] vieler aufeinanderfolgender Abänderungen gebildet haben sollen, von denen nicht eine einzige ursprünglich bestimmt war, diese Wirkung einer Kugel im Sockel hervorzubringen, scheint so unglaublich, als daß sich eine von Raphael's Madonnen durch die Wahl zufällig von einer langen Reihe jüngerer Künstler hingekleckster Schmierereien gebildet hätte, von denen nicht eine einzige ursprünglich bestimmt war, die menschliche Figur wiederzugeben.»²⁹ Es stellt sich für Darwin bei der Erklärung dieses ästhetischen Phänomens ein ähnliches Problem wie bei der Evolution der Arten überhaupt: Wie sollen so perfekt in ihre Umwelt eingepasste Organismen entstehen bzw. entstanden sein, wenn nicht die ordnende, schaffende Hand eines Schöpfers dahinter stünde? Und wie soll man sich nun auch die Entstehung von etwas so Schönem und zudem noch nie Dagewesenem erklären, wenn nicht irgendjemand dafür eine Absicht gehegt hätte? Wie können aus Schmierereien Raphaelsche Madonnen werden? Im 19. Jahrhundert war es weder denkbar, dass die «Schmiererei» einen ästhetischen und kulturellen Wert haben konnte, noch, dass Schönheit möglich sei, wenn sie nicht Gottes Schöpfung oder menschlicher Kunst entstammte.



Darwins Lösung des Problems liegt nun darin, eine graduelle Entstehung dieser Zeichen zu postulieren. Doch eine solche evolutionäre Erklärung wird in diesem Fall durch den Umstand erschwert, dass körperliche Ornamente an Federn und auf der Haut immer nur von aktuell lebenden Tieren bekannt sind, in Fossilien aber nicht konserviert werden, und man daher auch «auf keine lange Reihe von Urerzeugern blicken» kann. Und auch der vergleichende Blick «auf verschiedene nahe verwandte Formen» hilft hier nicht weiter, weil die Augenflecken des Argusfasans wie überhaupt solche Ornamente vergleichsweise exklusiver Schmuck der einzelnen Arten sind. Doch Darwin fährt fort: «[A]ber glücklicherweise geben uns die verschiedenen Federn am Flügel einen Schlüssel zur Lösung des Problems und sie beweisen demonstrativ, daß eine Abstufung von einem einfachen Flecken bis zu einem vollendeten Kugel- und Sockel-Ocellus wenigstens möglich ist.»³⁰ Der Schlüssel besteht also darin, wie Darwin beobachtet, dass auf den Federn des Fasans verschiedenste graphische Formen nebeneinanderliegen, die in einer graduellen Abstufung von unregelmäßigen und verzerrten Flecken, die wohl aus unterbrochenen Streifen entstanden sind³¹ und bloß eine «erste Spur eines Augenfleckens» darstellen, über elliptische Zeichnungen bis hin zu immer regelmäßigeren und perfekteren Kugelformen sich entwickeln und am Schluss beim fast vollkommen schattierten, *trompe-l'œil*-ähnlichen Ornament enden.

Abb. 2
«Abschnitt einer der
Schwungfedern zweiter
Ordnung nahe am Körper»

30 Ebd., S. 124.

31 Ebd., S. 117.

32 Vgl. Derrida: Die *différance*, S. 48f.

33 Darwin: Abstammung des Menschen, II, S. 129–130.

Darwins seitenlange genaue Analyse und Beschreibung der Federn des Argusfasans (*Abb. 2*) müssen wir nicht nachvollziehen; wichtig ist hier aber zuerst der Begriff der «Spur». Denn offensichtlich ist dies nicht eine Spur, die die künftige Entwicklung hin zur perfekten Form schon beinhaltet; sie ist kein Weg, der notwendig zur Kugelform führt, sondern ist nur nachträglich «Spur» – sie erweist sich als Spur, wenn man von der Kugel aus die mögliche Geschichte ihrer Entstehung rekonstruiert, ohne dass sie dabei als Spur «anwesend» wäre, wie Derrida festhält, ja ohne überhaupt zu «sein», weil sie nur die Spur der *différance* ist.³² Dennoch scheint dieser Weg, wenn er als ganzer vor einem liegt, nachvollziehbar: «Es lässt sich in dieser Weise zeigen, daß fast jedes minutiöse Detail in der Form der Färbung der Kugel- und Sockel-Augenflecken aus allmählichen Veränderungen an den elliptischen Ornamenten hervorgeht und die Entwicklung der letzteren kann durch in gleicher Weise unbedeutende Schritte aus der Vereinigung zweier beinahe einfacher Flecken verfolgt werden [...]»³³ In diesem langsamen Veränderungsprozess der «Flecken» also lag für Darwin der Schlüssel.

Doch was treibt diese Veränderung vom Flecken zur Kugel an? Was veranlasst die Veränderung eines Zeichens, das schon als Fleck oder Ellipse vielleicht «good genes» anzeigen sollte, oder die Bereitschaft zur «Liebe», zu gutem Sex (was Darwin nie gesagt hätte), oder vielleicht Treue, oder was auch immer? Wieso, mit anderen Worten, sollten sich denn diese Zeichen überhaupt verändern? Für Darwin gab es keinen Zweifel, dass es das Begehren der balzenden Männchen und der wählenden Weibchen ist, das Ersterer zur Ausbildung und Präsentation ihres Federschmucks brachte und Letztere dazu trieb, jeweils die schönste Form, die exklusivste Zeichnung auszuwählen. «Vergegenwärtigen wir uns», so Darwin, «wie sorgfältig der männliche Argusfasan seine Schmuckfedern vor dem Weibchen entfaltet, ebenso wie die vielen anderen Thatsachen, welche es wahrscheinlich machen, daß weibliche Vögel die anziehenderen Männchen vorziehen, so wird Niemand, der die Wirksamkeit geschlechtlicher Zuchtwahl zugibt, leugnen können, daß ein einfacher dunkler Flecken mit einer mattgelblichen Schattierung durch die Annäherung und Modifikation der benachbarten Flecken in Verbindung mit einer unbedeutenden

Verstärkung der Färbung in eines der sogenannten elliptischen Ornamente umgewandelt werden kann. [...] Dieser Vorgang ist nun eingetreten bis zur endlichen Entwicklung der wundervollen Kugel- und Sockel-Augenflecken» – die aber, wie Darwin gleichzeitig betont, nicht vollkommen sind.³⁴ Dieser Prozess der Evolution von Zeichen, der weder als solcher intendiert war, noch je zum Abschluss kommt, ist nichts als eine dauernde räumliche und zeitliche Verschiebung der «Bedeutung», die *drift* eines immer noch «schöneren», noch «vollkommeneren» Signifizierens ohne Ende. Diese vom Begehren sich paarender Tiere bloß angetriebene, nicht aber determinierbare oder gar definierbare Bewegung der *différance* aber ist für Darwin der grundlose Grund dieses ästhetischen Exzesses: «In dieser Weise – und wie mir scheint in keiner anderen – können wir den jetzigen Zustand und den Ursprung der Verzierungen auf den Schwungfedern des Argusfasan verstehen.»³⁵ Durch die endlos weitergetriebene Bewegung des Signifizierens – und wieso sollte man das nicht einen *runaway-process* nennen, der allenfalls an einer *natural selection*-Schranke halt macht, um eine andere Richtung einzuschlagen – verschiebt sich die Bedeutung ebenso wie die Form des Zeichens permanent, weil es fundamental historisch ist. Oder wie Derrida sagt: «[M]it *différance* bezeichnen wir jene Bewegung, durch die sich die Sprache oder jeder Code, jedes Verweisungssystem im allgemeinen ‹historisch› als Gewebe von Differenzen konstituiert. ‹Sich konstituiert›, ‹sich produziert›, ‹sich schafft›, ‹Bewegung›, ‹historisch›, usw. müssen jenseits der Sprache der Metaphysik, in der sie mit allen Implikationen befangen sind, verstanden werden.»³⁶

Vielleicht ist die Feder des Argusfasans deshalb kein schlechtes Beispiel für das, was Derrida die *différance* genannt hat, weil die instabile Differenz der Geschlechter als Distanz und Unterschied und zugleich als Nähe und Anziehung sich als endlose Bewegung in diese Feder einschreibt und von ihrem Muster signifiziert wird, jedoch von keiner menschlichen Sprache mit ihrem unheilbaren Hang zur Metaphysik ausgesprochen werden kann. «[E]s gibt keinen Namen dafür», bemerkt Derrida, «selbst nicht den der *différance*, die kein Name, die keine reine nominale Einheit ist und sich unaufhörlich in eine Kette von differierenden Substitutionen auflöst.»³⁷ Und vielleicht ist es daher nur konsequent und keineswegs

34 Ebd., S. 131.

35 Ebd., S. 131.

36 Derrida: Die *différance*, S. 38.

37 Ebd., S. 51.

38 Ebd., S. 52.

39 Michel Foucault: Gespräch über die Macht, in: ders.: Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits, Band III: 1976-1979, Frankfurt/M., S. 602.

ein Zufall, dass Derrida am Schluss seines Textes Nietzsche evoziert: Dass es «keinen einzigartigen Namen geben [wird], und sei es der Name des Seins», müsse «bejaht werden, wie Nietzsche die Bejahung ins Spiel bringt, als Lachen und als Tanz». ³⁸ Die Balz, die Bejahung: das ist die sprachlose Bewegung, die die Flecken auf den Federn des Argusfasans zum Tanzen bringt, so arbiträr, unstabil, richtungslos und ohne Ende wie die *différance* selbst.

Löst sich am Ende also «alles» in Kultur, in das Spiel der Zeichen auf? Die Frage ist nicht zu beantworten, weil sich hier zeigt, dass sie falsch gestellt ist: Es gibt die fundamentale Opposition von «Natur» und «Kultur» gar nicht – es gibt aber auch die Möglichkeit nicht, das eine in das andere ohne Rest aufgehen zu lassen. Weder können wir die Welt nahtlos gemäß den angeblichen Reproduktions- und *survival*-«Gesetzen» der Natur deuten, noch lässt sich die Natur im fluiden Medium der Zeichen auflösen und zum Verschwinden bringen. Es ist die Pointe von Derridas Argument, dass im Kern dessen, was mit dem Ausdruck *différance* nur nicht bezeichnet werden kann, kein «letzter» Zeichenprozess, keine rein semiotische Differenz liegt – denn sonst wäre sie ein Name und benennbar –, sondern auch eine «reale» Differenz im Raum körperlicher Bewegungen, die nicht verneint, sondern nur bejaht und «getanzt» werden kann. Die Verneinung ist nur möglich im Raum der Zeichen; im Raum des Realen, der «Natur», gibt es dieses Spiel nicht. Genau in diesem Punkt aber trifft sich Derridas Dekonstruktion mit Michel Foucaults dekonstruktiver, dabei vollständig anti-semiotischer Genealogie. Letzterer hat sich einmal in sehr ähnlicher Weise gegen die Dialektik der Negation ausgesprochen, als er zur Frage des dialektischen Widerspruchs im Bereich der Biologie bemerkte: «In der Natur gibt es keine Dialektik. [...] Wie Darwin hinreichend gezeigt hat, finden sich in der Natur zahlreiche antagonistische Prozesse, die nicht dialektisch sind.» ³⁹

Foucault wollte damit sagen: Das Konzept der Dialektik ist grundsätzlich schief, weil kein Prozess sich je vollständig im reinen Raum der Zeichen bewegen kann. Er war weit entfernt davon, die Wirksamkeit von Zeichensystemen zu leugnen – er nannte sie Diskurse –, aber er hat ihre Analyse nie von der Analyse «realer» Prozesse und Beziehungen getrennt, die letztlich immer

Relationen von Organismen, von Körpern sind, und die er «Macht» nannte.⁴⁰ Auch jener Zeichenprozess, der die schönen Muster der Pfauenfeder als Produkt weiblicher Wertschätzung und durch das Spiel der *différance* aus sich hervorbrachte, ist daher mit «Macht» verbunden: Denn vor den Augen des ästhetisch urteilenden Weibchens und vermittelt über solche Zeichenprozesse konkurrieren gleichzeitig und unauflöslich Männchen um die Möglichkeit, sich zu paaren und zu reproduzieren. Dabei ist der Anspruch des einen Männchens ebenso «positiv» wie jener seines Konkurrenten. Der Antagonismus der beiden balzenden Vögel ist real und lässt sich nicht durch eine «Verneinung» auflösen, sondern nur durch entweder die Kämpfe der Männchen oder die Wahl der Weibchen. Letztere vollzieht sich in Formen, die wir «kulturell» nennen, und begründet damit eine Genealogie von Kultur überhaupt im Raum der Natur. Aber die Kultur erweist sich auf diese Weise als tief verstrickt in Natur: arbiträre Zeichen zwar, ohne stabile Zeichenbedeutung – gleichwohl aber voller Referenzialität. Umgekehrt ist die von diesen Zeichen signifizierte «Natur» keineswegs stabile Essenz, kein in sich ruhendes Sein der Dinge jenseits unserer veränderlichen Spiele des Wahrnehmens und des Bezeichnens. Vielmehr wird sie, wie man von Darwin lernen kann, durch antagonistische Prozesse letztlich ständig über sich selbst hinausgetrieben, produziert stets neue Formen und neue Muster, die solange nichts «bedeuten», bis sie einem Weibchen besser gefallen als andere.

40 Vgl. Sarasin: Darwin und Foucault, Kap. 6.

Bildnachweis: Abb. 1: Charles Darwin: Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl, Stuttgart: E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung (E. Koch), 1871, Bd. 2, S. 125. – Abb. 2: Ebd. S 127.

Denkbild

HELGA RAULFF

Asche und Ambivalenz

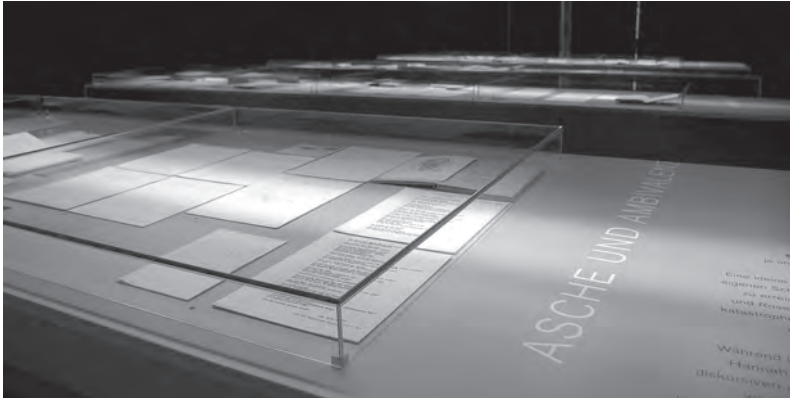
Versuch über das Nebeneinander bei Rose Ausländer,
Nelly Sachs und Paul Celan

1 Vgl. Kurt W. Forster:
Warburgs Versunkenheit,
in: Aby M. Warburg: Eksta-
tische Nymphe, trauernder
Flußgott. Portrait eines Ge-
lehrten, Hamburg 1995,
S. 189.

I. Blatt neben Blatt

«Wir besitzen einen sehr reichen Nachlaß unpublizierten Materials, das, mosaikartig zusammengesetzt, jenen Text unzweifelhaft ergeben wird.» So schreibt der Kunsthistoriker Fritz Saxl Anfang der 30er-Jahre an den Leipziger Verleger Teubner. Bei «jenem Text», den Saxl dem Verleger verspricht, handelt es sich um das Schriftband oder die Legende, die nach dem Willen Aby Warburgs dessen «Mnemosyne-Atlas» begleiten sollte – eine aufwändig montierte Bilder-Sammlung, deren einzelne Tafeln Abbildungsmosaik ergaben, zu denen «jener Text» wiederum, «mosaikartig zusammengesetzt», die Auslegung und Historie liefern sollte.¹

Der Kunsthistoriker Kurt W. Forster erkennt in diesem Mosaik einen der modernsten Aspekte von Warburgs Darstellungsweise. Die Vergleichbarkeit des nach Funktion, Material und Dimension eigentlich Unvergleichlichen hatte Warburg auf technische Weise hergestellt: Die fotografische Reproduktion minderte oder nivellierte die Divergenzen der Werke. Seine eigentümlichen Nachstellungen von Architekturen, Altaraufbauten, Atlanten, ja schließlich die ganze von ihm geschaffene Bibliothek waren – zumindest der Vorstellung und Absicht nach – mit Versuchsanordnungen zur «Induktion von Gedächtnisströmen» (Forster) vergleichbar.



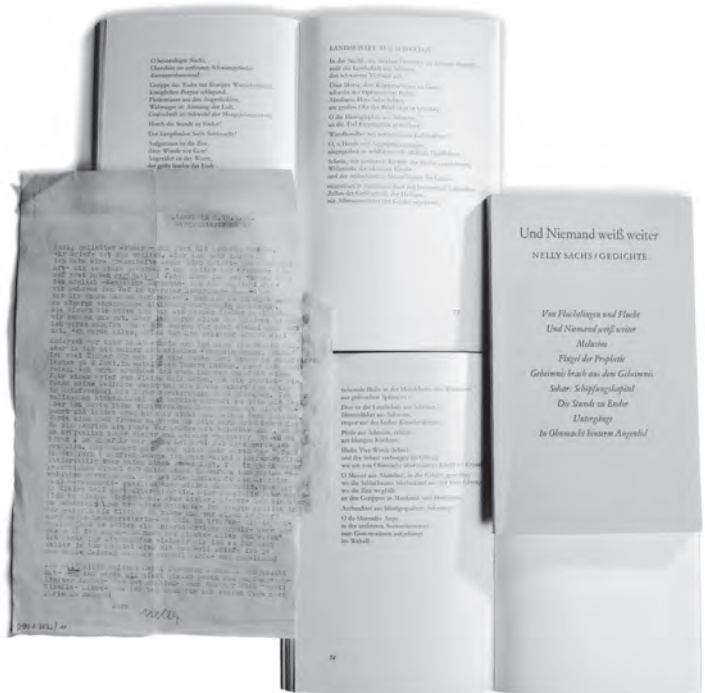
Mit ähnlichen Versuchsaufbauten arbeitet heute praktisch jede Literatúrausstellung. Bilden nicht die in einer Vitrine zusammengelegten Schriftstücke, Manuskriptblätter, Buchseiten, Fotos und Zeitungsausschnitte ihrerseits Mosaik, die an die Warburgschen Tafeln und Bauten erinnern? Tatsächlich zielt das planvoll hergestellte Arrangement in der Vitrine nicht darauf, einen Denkprozess erschöpfend zu erledigen, sondern vielmehr darauf, einen anderen zu induzieren – ganz im Sinn Aby Warburgs. Anders als eine *pro domo* argumentierende Museumspädagogik meint, schweigen Vitrinen nicht: Im schlichten *Nebeneinander* der Stücke erkennt der Betrachter oder Leser neue Zusammenhänge. Gleichgültig wie kenntnisreich oder wie originell er (oder sie) ist, im Augenblick der Betrachtung kombiniert und schafft er ein Mosaik. Als Narrativ beschrieben, soll aus diesem Denkbild «jener Text» hervorgehen. (Abb. 1)

Die Frage ist nur, *kann* er das wirklich? Wäre Warburgs Text je «unzweifelhaft» aus dem Mosaik der Bilder hervorgegangen? Oder ist diese Erwartung nichts anderes als die notwendige Illusion des Philologen von der Selbstausslegung der Bilder: der schmerzlosen Geburt des Kommentars? Wie auch immer, jedes Nebeneinander von Bildern oder Texten enthält in sich komplexe Teile mit hoher hermeneutischer Spannung. Jede Ausstellungsvitrine ist in diesem Sinn ein Denkbild. Die ausgestellten Exponate bilden die Versuchsanordnung, die Legenden eine erste Versuchsbeschreibung. Die Dramaturgie der Ausstellung entspricht dem, was für den Naturwissenschaftler die Auswertung heißt. Da sie gewissermaßen ein erstes Forschungsergebnis darstellt, kann sie nur vorläufigen Charakter haben.

Alle Literatúrausstellungen sind – unter anderem – auch Leseausstellungen. Und Lesen, so weiß man, ist kein passiver Vorgang. Lesen, hat Michel de Certeau einmal geschrieben, bedeutet, «in

Abb. 1
Teilansicht der Ausstellung
Strahlungen. Atom und
Literatur, DLA Marbach,
2008.

Abb. 2
Nelly Sachs, «Landschaft
aus Schreien», in: Und
niemand weiß weiter,
Hamburg 1957; Nelly Sachs
an Paul Celan, Brief vom
10. Mai 1960, DLA Marbach.



- 2 Michel de Certeau: Kunst des Handelns, Berlin 1988, S. 300.
- 3 Ebd., S. 301.
- 4 Vgl. Helga Raulff: Strahlungen. Atom und Literatur, Marbach 2008.

einem System umherzuwandern (im System des Textes, analog zur gebauten Ordnung einer Stadt oder eines Supermarktes).² Der Leser, so Certeau, kombiniert Textfragmente und schafft damit letztlich ein «Un-Gewusstes». Noch weiter geht sein poststrukturalistischer Weggefährte Roland Barthes: Er sieht im Prozess des Lesens «theoretische Modelle» entstehen, die ihrerseits den «Vorgang des Lesens, seine Modalitäten, seine Typologie» analysieren, während sie zugleich mit «Erwartungen, Tücken und Normengerüsten» des Gelesenen spielen.³

Wenn die Ausstellungsvitrine die Zusammenschau von Textfragmenten unterschiedlicher Materialität ermöglicht – welche zusätzlichen Erkenntnisse liefert sie im Gegensatz zur Textphilologie? Es zeigt sich, dass auch das sogenannte hermetische Gedicht sich einer Synopse nicht verschließt. Die Zusammenschau schafft einen «Gedichtraum», ein Mosaik, das nach Certeau «Un-Gewusstes» erahnen lässt und so zu erneutem Textstudium inspiriert.

Ein Beispiel: In einer Ausstellung, welche die literarische Verarbeitung der Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki thematisiert, findet sich ein Arrangement von Texten (Manuskripte, Briefe, Erstausgaben, Abdrucke in Zeitschriften) von Rose Ausländer, Nelly Sachs und Paul Celan.⁴ (Abb. 2) Allein die Tatsache, dass

Werke dieser drei Dichter im Kontext einer Ausstellung über die literarische Verarbeitung der Atombombe betrachtet werden, schafft eine Art kognitiver Dissonanz: Soll das Gebot, Auschwitz und Hiroshima nicht zu vergleichen, ausgerechnet von drei Dichtern gebrochen werden, die Opfer und Überlebende nationalsozialistischer Vernichtungspolitik waren? Wie soll das möglich, wie soll es ertragbar sein? Doch es scheint, als erreiche die imperative Distinktion der Vernichtungsstätten die drei Dichter Rose Ausländer, Nelly Sachs und Paul Celan gar nicht: Die Shoa ist in jedem ihrer Werke gegenwärtig – auch da, wo sie über Hiroshima schreiben.

II. Hiroshima neben Auschwitz

Rose Ausländer, wie Paul Celan in Czernowitz geboren und als Dichterin deutscher Sprache bekannt, verbringt die Jahre 1941 bis 1944 in ständiger Todesangst im Ghetto von Czernowitz. 1946 emigriert sie in die Vereinigten Staaten. Von 1948 bis 1956 ist Englisch die Sprache ihres lyrischen Werks. Ihr Wechsel in die fremde Sprache ist wohl auch als Abwendung von der «Sprache der Mörder», wie sie selbst das Deutsche nannte, zu deuten. Die Erfahrungen der Dichterin mit Krieg und Gewalt sind allen ihren Gedichten eingeschrieben. Doch wenige ihrer Werke haben einen so direkt zeitgeschichtlichen Bezug wie *After the World was Atom-bombed* aus dem Jahre 1959. (Abb. 3) Der Nachlass von Rose Ausländer enthält unter anderem eine handschriftliche Niederschrift dieses Gedichts, die eine – unregelmäßige – Strophen- und Versform festlegt und mit einem «ok» versehen ist.⁵

In dieser Fassung streicht Rose Ausländer in der fünften Strophe das Wort «clear». Es bedarf keiner Spezifizierung des Sehens mehr. Besonderheiten, Eigentümlichkeiten, Identitäten sind nicht mehr auszumachen. Die Suche danach «under the ashes» ist hoffnungslos, alles ist in der Zerstörung unterschiedslos vermengt, «blended», die Hosianna-Rufe verhallen im Nichts. Rose Ausländer thematisiert das Ende der Menschheit und den Rückzug Gottes nach dem Untergang der Welt. Evokation marianischer Mutterliebe ist ihr künstlerisches Mittel, namenlosen Schmerz zum Ausdruck zu bringen. Für Ausländer geht die Sprachwende einher mit einer Annäherung an die moderne amerikanische

- 5 Nachlass Rose Ausländer, Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf.
- 6 Vgl. Matthias Bauer: Rose Ausländers amerikanische Sprachwende, in: Neue Rundschau, 1 (2008), S. 221 ff; vgl. auch Martin A. Hainz: Entgöttertes Leid. Zur Lyrik Rose Ausländers unter Berücksichtigung der Poetologien von Theodor W. Adorno, Peter Szondi und Jacques Derrida, Tübingen 2008, S. 168 ff.
- 7 Günther Anders: Besuch im Hades, München 1979, S. 203.
- 8 Jan Philipp Reemtsma: Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne, Hamburg 2007, S. 339. Reemtsma verweist auch auf Adorno, der eine Parallele zwischen beiden Menschheitskatastrophen gezogen hat. Anknüpfend an Marx' Warnung vor dem Rückfall in die Barbarei heißt es da: «Der Rückfall hat stattgefunden. Nach Auschwitz und Hiroshima ihn für die Zukunft zu erwarten, hört auf den armseligen Trost, es könne immer noch schlimmer werden.» Vgl. Theodor W. Adorno: Gesammelte Schriften, Bd. 10, Frankfurt/M. 1997, S. 769.

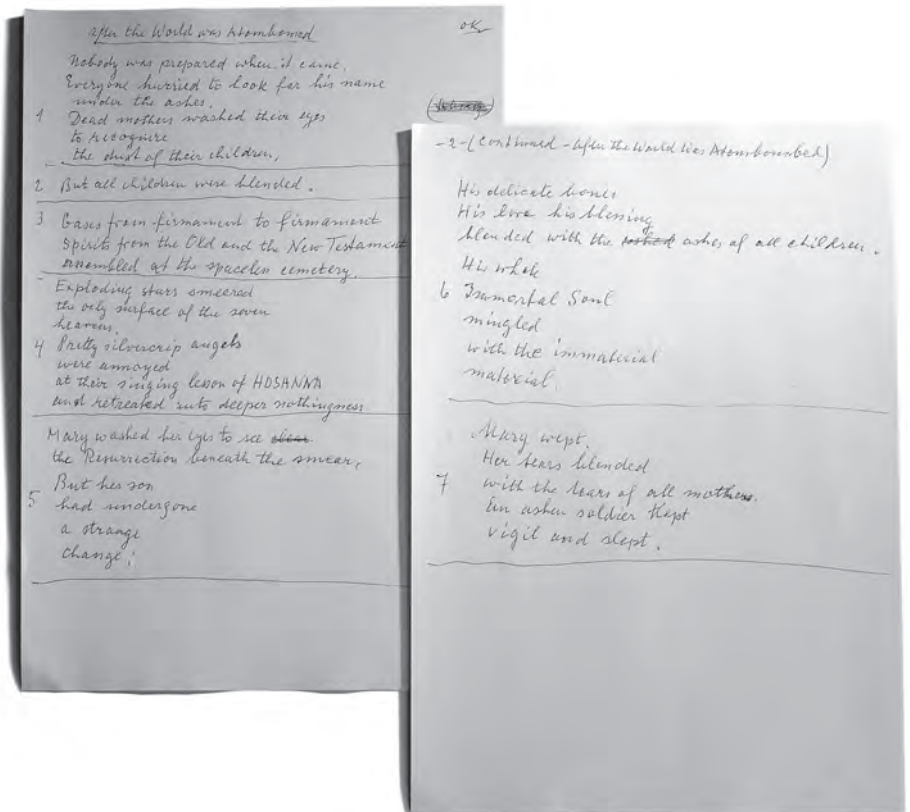


Abb. 3
Rose Ausländer, After the
World was Atombombed,
Manuskript, Heinrich-
Heine-Institut, Düsseldorf.

Lyrik, verbunden mit Namen wie Marianne Moore, E. E. Cummings oder Wallace Stevens. «The chastity of the word:/ The pure poem functions/ as faith does:/ Condensing and blending/ life to oneness/ the idea of organization/ to gestalt», heißt es in dem bisher unveröffentlichten Gedicht *Identity*. In *After the World was Atombombed* wird die Ambivalenz dieses «blending» deutlich: Der Begriff steht für das Schöpferische in der Sprache des Gedichts und für das Zerstörerische der Wirklichkeit.⁶

Die Welt nach der Atombombe, die sie hier zeichnet, erscheint in denselben Bildern und Begriffen, Asche und Staub, in denen auch die Shoa literarische Gestalt angenommen hat. Aber ließ es sich rechtfertigen, die eine Apokalypse durch die andere «lesbar» zu machen? «Auschwitz», schreibt Günther Anders, «ist trotz der Tatsache, daß die Welt nicht durch Auschwitz, sondern durch Hiroshimas zugrundegehen wird, moralisch ungleich entsetzlicher gewesen als Hiroshima.»⁷ Dass dieses Tabu bis heute in Kraft ist, bestätigt Jan Philipp Reemtsma, wenn er feststellt, dass es «uns heute mehrheitlich als beinahe obszön» erscheint, Auschwitz und Hiroshima «in einem Zuge zu nennen».⁸

Rose Ausländer steht mit diesem vermeintlichen Tabubruch nicht allein. Was veranlasste Nelly Sachs dazu, ein Gedicht, das 1944 entstand, in den 1947 erschienenen Zyklus «In den Wohnungen des Todes» Eingang fand und ausschließlich die Shoa zum Gegenstand hatte, zwanzig Jahre später für die Veröffentlichung in der Anthologie *Gegen den Tod. Stimmen deutscher Schriftsteller gegen die Atombombe* freizugeben? In dem Gedicht *O der weinenden Kinder Nacht!* heißt es in der zweiten Strophe: «Zog die Mutter noch gestern / Wie ein weißer Mond den Schlaf heran, / [...] Weht nun der Wind des Sterbens, / Bläst die Hemden über die Haare fort, / Die niemand mehr kämmen wird.»⁹ Der Tempuswechsel ins Präsens und schließlich ins Futur evoziert den Eintritt in eine Gegenwart, die gleichzeitig Vergangenheit und Zukunft sein wird. Eine Gegenwart, die alles beherrscht und immer beherrschen wird. Spätestens seit dem Sommer 1943 wird Nelly Sachs von den nationalsozialistischen Vernichtungslagern in Europa gewusst haben. Danach entstanden *Die Elegien von den Spuren im Sande und Grabschriften in die Luft geschrieben* – beides Titel von eigentümlicher Paradoxie. Nelly Sachs erklärt ihre Dichtung nach Auschwitz in einem Brief an Carl Seelig aus dem Jahr 1946: «Aber es *muß* doch eine Stimme erklingen und einer *muß* doch die blutigen Fußspuren Israels aus dem Sande sammeln und sie der Menschheit aufweisen können. Nicht nur in Protokollform!»¹⁰ Flüchtige Spuren im Sand sind nur mit Worten zu sichern, für Nelly Sachs selbstverständlich in literarischer Form, die «Protokollform» bleibt den Bürokraten, den Historikern überlassen. In der Zeit der *Elegien* ändert sich gewissermaßen ihre Mission: «Du sollst auch nicht singen / Wie du gesungen hast - / Ein Feuer brach aus nach der / Musik von Gestern». Zeilen, die das bekannte Diktum Adornos vorweg zu nehmen scheinen. Über die Motive der Nelly Sachs dafür, den Abdruck ihrer Verse im veränderten Umfeld einer Anthologie gegen die Atombombe zu gestatten, lässt sich nur spekulieren. Vielleicht widersetzte sie sich damit der verbreiteten Tendenz, ihr Werk biografisch zu reduzieren.

In den *Briefen aus der Nacht*, komplexe Prosa aus poetischen Reflexionen und Metaphern, gebrochen durch Darstellungen alltäglicher Situationen und begonnen nach dem Tod ihrer Mutter im Februar 1950, fragt Nelly Sachs verzweifelt: «Und warum?»

9 Nelly Sachs: *In den Wohnungen des Todes*, Berlin 1947, S. 15.

10 Ruth Dinesen und Helmut Müsener (Hg.): *Briefe der Nelly Sachs*, Frankfurt/M. 1984, S. 67ff.

- 11 DLA Marbach, Nachlass Sachs/Wosk.
- 12 Vgl. Kathrin M. Bower: *Ethics and Remembrance in the Poetry of Nelly Sachs and Rose Ausländer*, New York 2000, S. 32f; vgl. auch Annette Jael Lehmann: *Im Zeichen der Shoa*, Tübingen 1999, S. 30f.

warum verwirft der Erdgeist alles und pflanzt die Atombombe anstelle des Brotbaumes? Und warum vergißt er das Lächeln des Kindes das in die Flamme geworfen wurde und dachte es sei ein Spiel?»¹¹ Und ihr «Warum?», das an die Klagen Hiobs erinnert, gilt gleichermaßen nationalsozialistischen Vernichtungspraktiken wie dem atomaren Vernichtungspotenzial.

Landschaft aus Schreien, zuerst 1957 abgedruckt in dem Band *Und niemand weiß* weiter, kann als wiederkehrender Albtraum gelesen werden, dessen Gründe die Leiden und Opfer des jüdischen Volkes sind. Geblendet durch den Schmerz wird der Zeuge zum Seher. Eine Landschaft aus Schreien umgibt sein Dasein. Der Schrei als nicht mehr artikulierte Ausdrucksform des Schmerzes, des Grauens kurz vor dem Ersticken der Sprache wird sichtbar als Hieroglyphe, «an die Tod-Eingangstür gezeichnet». Die Allgegenwart des Schreis verknüpft sich mit der Geschichte von Abraham und Isaak am Berg Moria, wo Isaaks Vertrauen Abraham «ins Herz schneiden» musste (1. Mose 22,8), und mit den Klagen und Prüfungen Hiobs, der Gott überall sucht und nicht findet (Hiob 23,8-9). Die vorletzte Strophe verwandelt das Opfermesser Abrahams in die Vernichtungsmaschinerie des 20. Jahrhunderts, verknüpft mit den Namen Maidanek und Hiroshima: «O Messer aus Abendrot, in die Kehle geworfen, / wo die Schlafbäume blutleckend aus der Erde fahren, / wo die Zeit wegfällt / an den Gerippen in Maidanek und Hiroshima.» Ein einzelner Vers leitet das Ende ein: «Ascheschrei aus blindgequältem Seherauge - // O du blutendes Auge / in der zerfetzten Sonnenfinsternis / zum Gott-Trocknen aufgehängt / im Weltall - ». Der Schrei des Sehers selbst zerfällt im Angesicht des Grauens zu Asche, Rest ohne Spur. Die «zerfetzte Sonnenfinsternis» spricht von der Zerstörung von Licht und Dunkel, das «Gott-Trocknen» des blutenden Auges von der Gleichgültigkeit des Himmels angesichts des Schicksals der Welt, die nicht mehr in die Zyklen der Zeit eingebunden ist.¹²

«Du sollst nicht singen», heißt es in den *Elegien*. Nelly Sachs verdeutlicht mit dem Gedicht *Landschaft aus Schreien*, wie sie ihr eigenes Gebot umsetzt. Im Zeichen der Shoa ist keine Lyrik, «keine Musik» von gestern mehr möglich. Was aber tut Nelly Sachs, wenn sie den Namen des Vernichtungslagers Maidanek im selben Atemzug mit Hiroshima nennt? Sucht sie gezielt den Tabubruch

herbeizuführen? Vergleicht sie – oder stellt sie nur Unverbundenes nebeneinander? Und verharmlost sie wirklich Maidanek, indem sie es neben Hiroshima stellt? Zunächst einmal scheint es, als wehre sie sich – ähnlich wie schon beim Abdruck ihres unter dem Eindruck der Shoa entstandenen Gedichts in einer Anthologie gegen den Atomtod – gegen die eine und einzige, die exklusive Lesart ihres Texts.

Am 10. Mai 1960 schreibt Nelly Sachs in einem Brief an Paul Celan¹³, dass der *Aufbau* in New York die «Landschaft aus Schreien ganz verstümmelt – gänzlich unkenntlich abgedruckt» habe. (Abb. 4) Die zweiwöchentlich erscheinende Kulturbeilage *Zeitgeist* vom 15. April 1960 brachte neben dem Gedicht einen Artikel über Nelly Sachs: Ihren schon 1957 erschienenen Gedichtband *Und niemand weiß weiter*, über den die Autorin selbst im April 1956 notiert: «diese Gedichte sind vielleicht ein Dorn für den Verleger – er hat Angst das die Druckerschwärze blutgemischt sein könnte»¹⁴, sowie die Verleihung des Meersburger Droste-Preises nimmt der Autor zum Anlass, über «die deutsch-jüdische Dichterin», wie es in der Überschrift heißt, zu schreiben. Schon der Titel des Aufsatzes ist Programm: In der Bindestrichsynthese von «deutsch» und «jüdisch» äußert sich der unbewusste Wunsch der Literaturkritik, eine Verbindung (wieder)herzustellen, die in Wahrheit zerbrochen ist. Nelly Sachs wird damit zum Gegenstand des Versuchs, diesen endgültigen Bruch zu überspielen. Für sie selbst ist diese Versöhnung zwischen dem «Gestern» und dem «Morgen» unmöglich. «Zwischen / Gestern und Morgen / geht ein Hohlweg. / Sie haben ihn gegraben, / Ihn ausgefüllt / Mit ihrer Zeit. Mit dem Blut der Toten / [...] Versuche keine staubgebildete Hand / Eine Brücke zu schlagen / Zwischen Gestern und Morgen!»¹⁵

Ähnliche Formulierungen, wenngleich in der Prosa des Historikers, finden sich auch bei Gershom Scholem. In seinem offenen Brief *Wider den Mythos vom deutsch-jüdischen Gespräch* vom 18. Dezember 1962 kleidet er seine Überzeugung von der Unmöglichkeit eines künftigen deutsch-jüdischen Dialogs in die Worte «daß mit den Toten kein Gespräch mehr möglich ist».¹⁶ Dem Verfasser des *Aufbau*-Artikels, dem Literaturwissenschaftler und Journalisten Karl Schwedhelm, vielleicht aber auch der Redaktion des *Aufbau* unter Manfred George, schien die Verszeile «an den Gerippen

13 DLA Marbach, Depositum Paul Celan.

14 DLA Marbach, Nachlass Sachs/Wosk.

15 Nelly Sachs: Die Elegien von den Spuren im Sande, Zweiter Teil, S. 13, DLA Marbach, Nachlass Sachs/Wosk.

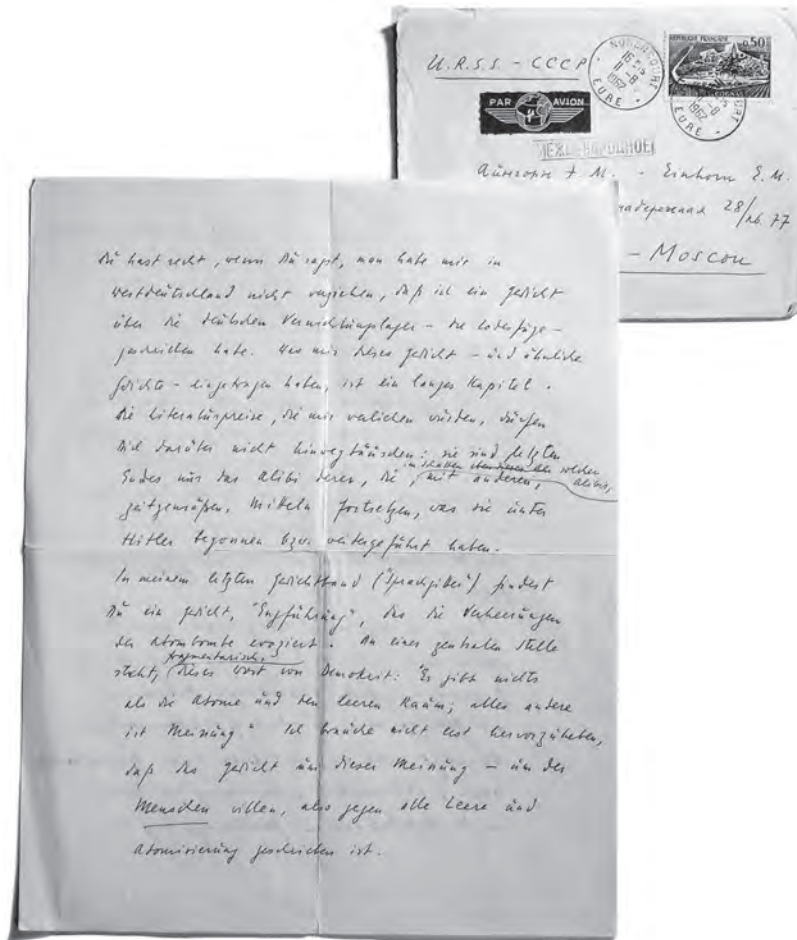
16 Gershom Scholem: Wider den Mythos vom deutsch-jüdischen Gespräch, in: Manfred Schlösser (Hg.): Für Margarete Susman. Auf gespaltenem Pfad, Darmstadt 1964, S. 232.



Abb. 4
«Der Zeitgeist»,
Halbmonats-Beilage
des *Aufbau* vom
15. April 1960.

in Maidanek und Hiroshima» offenbar zu heikel: Sie ließen sie kurzerhand weg und druckten nur jenen Teil des Gedichts, der einen klaren Bezug zum Buch Hiob zulässt. Im Übrigen betont der Artikel die angebliche Hermetik der Lyrik von Nelly Sachs, während er sie doch zitiert, als handele es sich um Eindeutiges.

Beide Eindrücke, sowohl die behauptete Hermetik wie die unterstellte Eindeutigkeit, hätten dem vollständigen Abdruck nicht standgehalten. Gut möglich, dass der klare Bezug zu Hiroshima im amerikanischen Exil unerwünscht war. Auch 1960 galt noch, was Manfred George in seinem Artikel zum zehnjährigen Bestehen des Blattes am 22. Dezember 1944 formuliert hatte: Der *Aufbau* «und seine Leser haben in diesem Land doppelt heimgefunden: zur Freiheit amerikanischen Bürgertums und seiner demokratischen Weltanschauung und zur Freiheit, zu sein, was unsere Vorfahren waren: Söhne und Töchter des jüdischen Volkes». Hiroshima als Synonym für die atomare Vernichtung passte nicht in dieses publizistische Umfeld. Die poetische Realität des Gedichts und die politische Haltung, der sich der *Aufbau* verschrieben hatte, waren nicht zur Deckung zu bringen. Die Dichterin fühlte sich falsch verstanden, ihre Aussage sei «verstüm-



melt» worden. Tatsächlich hat von den drei Dichtern, die wir hier betrachten, niemand die Juxtaposition von Auschwitz und Hiroshima direkter durchgeführt als Nelly Sachs.

Säkulare Dichtung, die sich durch ihre Hermetik jeder Vereinnahmung entzieht: So hat auch Theodor W. Adorno Celans dichterisches Werk begriffen.¹⁷ Doch Themen des Judentums gehörten zur Substanz von Celans Leben und tauchen immer wieder auf; man sollte sie nicht als Bekenntnis missverstehen.¹⁸ Fest steht, dass Celans dichterische Werke ohne den Gang in die Bibliothek nicht zu entschlüsseln sind.¹⁹ Er selbst sah sich in der Rolle des poetischen Vermittlers zwischen den Sprachen und Poetiken, monologische Dichtung war ihm zuwider. Celans Büchnerpreis-Rede 1960, *Der Meridian*, eine Antwort auf Benns Marburger Rede *Probleme der Lyrik* aus dem Jahr 1951, oder seine Dankesrede beim Empfang des Bremer Literaturpreises 1958 unterstreichen diese

Abb. 5
Paul Celan an Erich Einhorn,
Ausschnitt aus dem Brief
vom 10. August 1962, DLA
Marbach.

- 17 Vgl. Thomas Sparr: Celans Poetik des hermetischen Gedichts, Heidelberg 1989, S. 40ff.
- 18 Vgl. Hans Mayer: Erinnerung an Paul Celan, in: Merkur 24/1970, S. 1160.
- 19 Doch dem hartnäckigen Vorwurf der Hermetik hat Celan selbst vehement widersprochen. «Gar nicht hermetisch», schreibt er Michael Hamburger als Widmung und gleichsam als Lektüeranweisung in einen Gedichtband. Vgl. Michael Hamburger: Paul Celan. Selected Poems, with an introduction by Michael Hamburger, London 1980, S. 27; zit. nach Uta Werner: Das Grab im Text. Paul Celans Lyrik im Imaginationsraum der Geologie, in: Nicolas Berg, Jess Jochimsen und Bernd Stiegler (Hg.): Shoa. Formen der Erinnerung, München 1996, S. 159.
- 20 Paul Celan: Gesammelte Werke, Bd. 3, Frankfurt/M. 1983, S. 186.
- 21 Vgl. Hans Mayer: Erinnerung an Paul Celan, S. 1153. In ihrem Brief vom 28.10.1959 bezieht sich Nelly Sachs auf die Rezension Günter Blöckers von *Sprachgitter* im Tagesspiegel vom 11.10.1959, die Celan als antisemitisch empfinden musste; vgl. Paul Celan/Nelly Sachs: Briefwechsel, hg. von Barbara Wiedemann, Frankfurt/M. 1993, S. 24. In einer Notiz Celans zum Zyklus «Atemwende» heißt es: «Kein Gedicht nach Auschwitz (Adorno): was wird hier als Vorstellung von ‚Gedicht‘ unterstellt? Der Dünkel dessen, der sich untersteht hypo- →

Haltung. Das Gedicht könne, so sagt er in Bremen, «da es ja eine Erscheinungsform der Sprache und damit seinem Wesen nach dialogisch ist, eine Flaschenpost sein, aufgegeben in dem – gewiß nicht immer hoffnungsstarken – Glauben, sie könnte irgendwo und irgendwann an Land gespült werden».²⁰

«Zwischen Paris und Stockholm verläuft der Meridian des Schmerzes und des Trostes», schreibt Nelly Sachs 1959 an Paul Celan. Der Meridian als Kreis, dessen Ende immer zugleich ein Anfang ist, Verbindungslinie zwischen Orten der Begegnung, zwischen Orten des Gedenkens. Wenn Celan Anfang der 60er-Jahre auf einer Postkarte an Hans Mayer notiert «die Meridiane wandern, noch immer» – heißt das dann nicht, dass sich Celan seiner dichterischen Existenz noch sicher, dass Dichtung noch möglich ist, ja dass Gedichte nach Auschwitz geschrieben werden *müssen*?²¹

Für Celan kam in Adornos Sätzen eine Vorstellung von Lyrik zum Ausdruck, die er selbst schon Jahre früher, ähnlich wie Nelly Sachs, durch ein Stück wie *Nähe der Gräber* aus dem Jahr 1944 verworfen hatte. In diesem Gedicht über den Tod seiner Mutter, die in einem ukrainischen Lager erschossen wurde, finden sich am Ende die Zeilen «Und duldest du, Mutter, wie einst, ach daheim, / den leisen, den deutschen, den schmerzlichen Reim?»²² Noch expliziter als in *Nähe der Gräber* koinzidiert in der *Todesfuge*, die Celan 1945 in Bukarest geschrieben hat, der «deutsche Reim» mit dem Tod der Mutter: «der Tod ist ein Meister aus Deutschland sein Auge ist blau / er trifft dich mit bleierner Kugel er trifft dich genau». In beiden Fällen konfrontiert Celan bewusst Euphonie mit brutaler inhaltlicher Aussage. In diesem Licht wirkt auch der nach der Veröffentlichung oft geäußerte Vorwurf obsolet, die *Todesfuge* sei von zu großer Schönheit: Konventionelle Form übernimmt hier die Aufgabe von Formkritik.²³ Allerdings hat sich Celan 1958 gegen die poetische Euphonie gewandt; forthin erschien es ihm angemessener, eine, wie er es nannte, «grauere» Sprache zu wählen.²⁴ Im Unterschied zu Nelly Sachs hat er jedoch die Einladung zur Veröffentlichung in der Anthologie *Gegen den Tod* nicht angenommen. Zwei insistierende Briefe von Gudrun Ensslin, die den Band redaktionell betreute, blieben unbeantwortet.

Nach außen hin sorgfältig darauf bedacht, jede Reduktion seiner Verse auf eindeutige Botschaften zu vermeiden, war Celan in der Geborgenheit der persönlichen Mitteilung zu überraschend deutlichen Aussagen bereit. So etwa anlässlich seines Gedichts *Engführung* aus dem Jahr 1958.²⁵ Celan hat in diesem Fall eine eindeutige Lesart vorgegeben – allerdings nicht an öffentlicher Stelle und nicht in lyrischer Form, sondern in epistolarischer Prosa. In einem Brief an seinen Jugendfreund Erich Einhorn, der seinerzeit in Moskau lebte, schreibt er am 10. August 1962: «In meinem letzten Gedichtband (Sprachgitter) findest Du ein Gedicht, «Engführung», das die Verheerungen der Atombombe evoziert. An einer zentralen Stelle steht, fragmentarisch, dieses Wort von Demokrit. «Es gibt nichts als die Atome und den leeren Raum; alles andere ist Meinung.» Ich brauch nicht erst hervorzuheben, daß das Gedicht um dieser Meinung – um des MENSCHEN willen, also gegen alle Leere und Atomisierung geschrieben ist.»²⁶ (*Abb. 5*) An der betreffenden Stelle von *Engführung* heißt es: «Orkane. / Orkane, von je, / Partikelgestöber, das andre, / du / weißts ja, wir / lasens im Buche, war / Meinung».²⁷

Vor den Erläuterungen zur *Engführung* geht Celan auf eine Vermutung ein, die Einhorn anlässlich der *Todesfuge* geäußert hatte: «Du hast recht, wenn Du sagst, man habe mir in Westdeutschland nicht verziehen, daß ich ein Gedicht über die deutschen Vernichtungslager – die *Todesfuge* – geschrieben habe. Was mir dieses – und ähnliche Gedichte – eingetragen haben, ist ein langes Kapitel. Die Literaturpreise, die mir verliehen wurden, dürfen Dich darüber nicht hinwegtäuschen: sie sind letzten Endes nur das Alibi derer, die, im Schatten solcher Alibis, mit anderen zeitgemäßen Mitteln fortsetzen, was sie unter Hitler begonnen bzw. weitergeführt haben.»

Celan erscheint hier als wacher Beobachter der westdeutschen kulturellen Szene, der einerseits den politisch-moralischen Gebrauch seiner Dichtung kennt und fürchtet, andererseits an Rezensenten wie Hans Egon Holthusen und Curt Hohoff denkt, die ihn mit zynischen Titulierungen wie «Dauermieter im Unsagbaren» (Holthusen) zu diffamieren und marginalisieren suchen. Der Brief verdeutlicht auch die große Nähe der beiden berühmten Gedichte, nicht nur durch den musikalischen *terminus technicus*

→ thetisch – spekulativerweise Auschwitz aus der Nachtigallen- oder Singdrossel-Perspektive zu betrachten oder zu berichten[.]» Zit. nach Axel Gellhaus: *Enthusiasmus und Kalkül. Reflexionen über den Ursprung der Dichtung*, München 1995, S. 304; noch in seiner Ausgabe von Adornos *Negativer Dialektik*, die er im Dezember 1967 von Siegfried Unseld erhalten hatte, markiert Paul Celan auf S. 35 den Satz: «Kein vom Hohen getöntes Wort, auch kein theologisches, hat unverwandelt nach Auschwitz ein Recht.» Bibliothek Celan, DLA Marbach; vgl. auch Joachim Seng: «Die wahre Flaschenpost». Zur Beziehung zwischen Theodor W. Adorno und Paul Celan, in: *Frankfurter Adorno Blätter VIII*, Göttingen 2003, S. 151–176.

22 Paul Celan: *Gesammelte Werke*, Bd. 3, Frankfurt/M. 1983, S. 20.

23 John Zilcosky: *Poetry after Auschwitz? Celan and Adorno Revisited*, in: *Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 4 (2005), S. 675 ff.

24 Joachim Seng: *Auf den Kreiswegen der Dichtung. Zyklische Komposition bei Paul Celan am Beispiel der Gedichtbände bis «Sprachgitter»*, Heidelberg 1998, S. 275.

25 Dieses berühmte Gedicht hat zahlreiche Interpretationen erfahren (unter anderem durch Peter Szondi, Marlies Janz, Winfried Menninghaus). Einhellig gelangten die Deuter zu der Feststellung, das →



Abb. 6
Paul Celan, Ausschnitt aus
Engführung VI, Typoskript
mit handschriftlichen
Korrekturen, DLA Marbach.

«Engführung» als thematischer Verdichtung am Ende einer Fugenkomposition. Die musiktheoretische Definition lässt sich nicht einfach auf den poetischen Text übertragen, gibt aber Aufschluss über die Funktion der sich wiederholenden – teilweise leicht modifizierten – Verse. Diese Wiederholungen der Endverse am jeweiligen Anfang der neun Partien ziehen, wenn sich die nächste Stimme – im buchstäblichen Sinne – schon erhebt, das vorherige Thema in die nächste Partie hinüber. Das Prinzip dieser Konstruktion hat Celan durch differenzierte Satzweisungen unterstrichen, und durch die Position als Schlussgedicht hat er die Sonderstellung der *Engführung* im Band *Sprachgitter* hervorgehoben.²⁸ (Abb. 6)

Transponiert auf die Textform findet sich die kontrapunktische Beziehung der beiden Darstellungsebenen auch im Gedicht *Engführung* als ein Ineinanderfließen von Vergangenheit und Gegenwart. «Verbracht» auf das KZ-Gelände, beginnt der Dichter den Gang zu den Toten. Er durchschreitet das Gelände, kehrt heim zu «seinen» Toten, geht «durch die Zeit hindurch» und wird sich seiner Einsamkeit als Überlebender bewusst, («ich/ bin es noch immer, ihr/ schläft ja»). Die fünfte Partie bereitet gewissermaßen die «Erweiterung» des Themas vor: «Kam ein Wort, kam, / kam durch die Nacht, / wollt leuchten, wollt leuchten. // Asche / Asche, Asche. / Nacht. / Nacht-und-Nacht. – Zum / Aug geh, zum feuchten.» Das Wort, als Form individueller Äußerung, war zugedeckt, unhörbar und unlesbar geworden durch die Asche. Jener Rückstand, Rest, der beim Verbrennen der Menschen, in Hiroshima und Nagasaki nicht anders als in den Lagern, zurückgeblieben ist und an das Wort Holocaust gemahnt.

In der Landschaft atomarer Verwüstung deckt ein «giftgestilltes» Schweigen «unter hämischem / Himmel» die Worte zu, die organisch «grüne» Welt birgt das Unheil. Das Schweigen des Steins dagegen lässt eine «Pause» zu, eine «Wortlücke ists, [...] du siehst alle Silben umherstehn, Zunge sind sie und Mund»,²⁹ und damit ein Sprechen, das einen Gesprächsraum entstehen lässt, also zur Überwindung des Schweigens dient. «Sprach, sprach. / War, war». In Anlehnung an 1. Mose 3 überwindet das dichterische Wort das Schweigen und schickt sich an, als «Tausendkristall» zu leuchten. Ein Kristall verdankt «seine Form seinem Stoff bzw. den diesem innewohnenden Kräften». ³⁰ Für Celan bedeutete der Kristall Gedicht, Wort, eine Kraft, die sich aus sich selbst heraus entwickelt. Das Kristallgitter wurde «Sprachgitter», Sprachraum und überwand die Zerstörungen, hervorgerufen durch die moderne Physik («kein Flugschatten, / kein / Meßtisch, keine / Rauchseele steigt und spielt mit.»). Nach den Flugschatten der Bomber, den Messtischen der Physiker führt das Wort «Rauchseele» den Leser in die nächste Partie. «Rauchseele» muss als Replik auf die *Todesfuge* gelesen werden und deutet auf den weiteren Verlauf des Weges, der den Dichter zurück in das Gelände des Vernichtungslagers bringt. Sie «Steigt und / Spielt mit – », gegen das Vergessen, gegen das Ersetzen des Gesprächs durch Literaturpreise.³¹

→ dichterische Wort sei nicht allein auf «Auschwitz» als «Modus der Vernichtung von Menschen» zu verpflichten. Vgl. Martin A. Hainz: *Masken der Mehrdeutigkeit. Celan-Lektüren mit Adorno, Szondi und Derrida*, Wien 2001, S. 43 ff.

26 DLA Marbach, Depositum Paul Celan.

27 Auf den Zusammenhang der *Engführung* mit Dantes *Göttlicher Komödie*, genauer mit dem fünften Gesang des Infernos, ist hinlänglich hingewiesen worden. Vgl. Maria Behre: *Naturgeschichtliche Gänge mit Demokrit und Dante. Paul Celans «Engführung»*, in: Christoph Jamme und Otto Pöggeler (Hg.): *Der glühende Leertext. Annäherungen an Paul Celan*, München 1993, S. 165 ff.

28 Starken Einfluss auf das Gedicht hat auch Celans Mitarbeit als Verfasser des deutschen Kommentars zu dem Film *Nacht und Nebel* von Alain Resnais aus dem Jahr 1955 gehabt. Resnais hatte den Film auf dem Gelände von Maidanek und Auschwitz in Farbe gedreht und zwischen die Filmaufnahmen Dokumentaraufnahmen montiert. Vgl. Seng: *Auf den Kreis-Wegen der Dichtung*, S. 258.

29 Paul Celan: *Gespräch im Gebirg*, in: *Gesammelte Werke*, Bd. 3, S. 169.

- 30 R. Brauns/Karl F. Chudoba: Allgemeine Mineralogie. Neunte erw. Auflage, Berlin 1955, S. 11; das Exemplar aus der Sammlung Göschen (Band 29) befand sich im Besitz Paul Celans, Bibliothek Celan, DLA Marbach.
- 31 Vgl. Seng: Auf den Kreiswegen der Dichtung, S. 281.
- 32 Vgl. Winfried Menninghaus: Zum Problem des Zitats bei Celan und in der Celan-Philologie, in: Werner Hamacher und Winfried Menninghaus (Hg.): Paul Celan, Frankfurt/M. 1988, S. 178.
- 33 Peter Szondi: Schriften II, Frankfurt/M. 1978, S. 395.
- 34 Ebd., S. 348 ff.
- 35 Jean Firges: Sprache und Sein in der Dichtung Paul Celans, in: Muttersprache 9 (1992), S. 266/7f.

Nur für das große Mittelstück der *Engführung*, das «die Verheerungen durch die Atombombe evoziert», braucht Celan die literarische Vermittlung, den «Umweg» über andere Texte.³² Deutlich markiert er seine Quellen, Dante und Demokrit. In den anderen Partien des Gedichts zeigt sich, dass seine Dichtung unmittelbar zu Auschwitz ist.

«Inwieweit ist das Gedicht durch ihm Äußerliches bedingt, und inwiefern wird solche Fremdbestimmung aufgehoben durch die eigene Logik des Gedichts?»³³, fragt Peter Szondi. Rose Ausländer, Nelly Sachs und Paul Celan vermochten es, über die politisch-historische Wirklichkeit zu schreiben, ohne die spezifische immanente Logik ihrer Gedichte für ein kurzlebigen politisches Engagement herzugeben.

III. Lyrik neben Geschichte

Über Celans *Engführung* hat wiederum Peter Szondi geschrieben: «der Text als solcher weigert sich, weiter im Dienst der Wirklichkeit zu stehen und die Rolle zu spielen, die ihm seit Aristoteles zugeordnet wird. Die Dichtung ist nicht Mimesis, keine Repräsentation mehr: sie wird Realität. Poetische Realität freilich, Text, der keiner Wirklichkeit mehr folgt, sondern sich selbst als Realität entwirft und begründet.»³⁴ Dieser gewandelte Status des Texts, den Szondi für Celan konstatiert, gibt auch für Nelly Sachs und Rose Ausländer die Richtung ihrer Poetologie an. Die Abkehr von der mimetischen, repräsentativen Dichtung wird in den Werken selbst vollzogen, sie findet sich in sogenannten *crossover*-Stücken (John Zilcosky) wie den *Elegien* von Nelly Sachs oder in *Nähe der Gräber* und *Todesfuge* von Paul Celan.

Und sie vollzieht sich bei Sachs und Celan Jahre bevor das Adornosche Diktum – nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, sei barbarisch – zum Topos des literaturwissenschaftlichen Diskurses wird. «Es geht mir nicht um Wohllaut, es geht mir um Wahrheit», schreibt Celan im Jahr 1958 an Jean Firges³⁵ und knüpft damit an ein Schönberg-Zitat aus der *Philosophie der neuen Musik* von Adorno an. Einen weiteren Satz Schönbergs zitiert Celan in seinen Materialien zur Büchnerpreis-Rede «nach Theodor W. Adorno»: «Kunst kommt nicht von Können, sondern vom Müssen», heißt es da, und Celan schreibt, weil er es jenen schuldig ist, die ein

«Grab in den Lüften» haben: *weil er muss*. Dass Adorno der Musik nach Auschwitz «die Möglichkeit einräumte, wieder stimmhaft zu werden», dies der Lyrik aber verweigerte, wollte Celan nicht akzeptieren. Dieses «Muss» hat auch Nelly Sachs in ihrem Brief an Carl Seelig als Berechtigung ihrer Lyrik in Anspruch genommen.³⁶

Das «Grab in der Luft» – dieser Vers aus dem Gedicht *Todesfuge* – sei «weder Entlehnung noch Metapher», schreibt Paul Celan 1961 an Walter Jens. In ihm sprächen die Sterbenden, «sie sprechen als Gestorbene». Die Metapher vom «Luftmenschen» ist demnach keine Metapher mehr: Sie ist durch die «poetische Realität» ersetzt worden. Ursprünglich ein Bild für die diasporische Exterritorialität der Juden, beschreibt die Metapher vom Luftmenschen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die «jüdische Boden- und Wurzellosigkeit». Ein literarisches Symbol, herausgewachsen aus der ostjüdischen Literatur, gebildet an der Gestalt des Menachem Mendel. Armut, aber auch Vielseitigkeit und Improvisationstalent, «Luftgeschäfte» bestimmen sein Leben, doch auch der «Geistraum», ein Begriff Karl Wolfskehls, gehört dazu.

Das alles wurde an den Juden schon lange als sperrig oder fremd empfunden. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aber stand diese Form jüdischer Alterität plötzlich «gegen den Lauf der Zeit».³⁷ «Cuius regio, illius natio» hieß das Prinzip spätestens am Ende des 19. Jahrhunderts, und als erste waren die Juden Osteuropas der neuen Ordnung ausgesetzt. Georg Simmel beschreibt den «europäischen Juden» als klassisches Beispiel des «Fremden», der «seiner Natur nach kein Bodenbesitzer» sei.³⁸ Das Verhältnis Person-Boden-Leben aber stand seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts neu zur Verhandlung. Geopolitik und diasporische Lebenswirklichkeit schlossen sich aus. Carl Schmitt als juristischer Schirmherr der Geopolitik sekundierte in der Schrift *Land und Meer* aus dem Jahr 1942 mit Beschreibungen des Menschen als «Landtreter». Für Schmitt stand fest, dass es eine natürliche Affinität des Menschen zur Erde gebe und dass die vom Land her gewonnenen Raum- und Zeitvorstellungen geltende Gegebenheiten seien. «Landnahme», heißt es in *Der Nomos der Erde*, sei «nach Innen und Außen der erste Rechtstitel, der allem folgenden Recht zugrunde liegt». Abwegig erschien ihm die Möglichkeit,

- 36 Paul Celan: *Der Meridian*. Endfassung, Entwürfe, Materialien, Frankfurt/M. 1999, S. 106; zum immer wieder diskutierten Aspekt der Datierung bei Celan und zum Verhältnis Adorno, Celan und Hannah Arendt vgl. Detlev Schöttker: *Deutungskonkurrenzen. Zur Holocaustdebatte zwischen Celan, Adorno und Hannah Arendt*, in: *Merkur* 62/2008, S. 578–587.
- 37 Nicolas Berg: *Luftmenschen. Zur Geschichte einer Metapher*, Göttingen 2008, S. 169.
- 38 Georg Simmel: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* (GA Bd. 11), Frankfurt/M. 1992, S. 766f., vgl. Berg: *Luftmenschen*, S. 158 ff.

- 39 Carl Schmitt: Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Jus Publicum Europaeum, Berlin 1950, S. 17; vgl. Berg: Luftmenschen, S. 208 ff.
- 40 Friedrich Hölderlin: Sämtliche Werke, Bd. 5, Stuttgart 1952, S. 248.
- 41 In dem Vortrag eines Mannheimer Rabbiners aus dem Jahr 1903 heißt es: «Es wird eben durch das Verbrennen der Leiche [...] der Gedanke ausgedrückt, daß damit alles zu Ende ist; das Verbrennen ist die äußerste Form der Vernichtung, welche den Menschen auszuführen möglich ist. Vgl. Isak Unna: Die Leichenverbrennung vom Standpunkt des Judenthums, Frankfurt/M. 1903, S. 11; vgl. Uta Werner: Das Grab im Text, S. 161.

dass sich die Menschen auch durch ein anderes Element symbolisiert sehen könnten. Nach 1933 war der Begriff des «Luftmenschen» pejorativ geworden. Der Prozess, den man als «Wörtlich-Nehmen» der Metapher bezeichnen kann, vollzog sich schließlich in rasanten, kumulativen Schritten. Die Juden sollten an einen «Nicht-Ort» gebracht werden, buchstäblich ins Nichts.³⁹

Dieser Logik zufolge mussten auch die Leichen der Ermordeten noch einmal vernichtet werden: Menschen sollten in Luft verwandelt, ein Grab ihnen für immer vorenthalten werden. Seit der Antike gilt die Verweigerung des Grabes als eine der schändlichsten und entehrendsten Strafen: «Welche Kraft ist das, / Zu tödten Todte?» fragt Tiresias in der Hölderlin'schen Übersetzung der *Antigone*.⁴⁰

An den europäischen Juden geschah die doppelte Vernichtung: eine Auslöschung, die noch dem Tod entgegentrat. Das Verbrennen der Leichname, ihre industrielle Reduktion zu Asche, sollte sie spurlos verschwinden lassen und der Erinnerungslosigkeit preisgeben. Hinzu kam, dass die jüdische Religion die Bestattung von Verstorbenen durch Verbrennen, also die Kremation, als Leichenschändung ansieht.⁴¹

Hier setzen die Gedichte von Rose Ausländer, Nelly Sachs und Paul Celan an. Die Sprache, etwas «Immaterielles, aber Irdisches, Terrestrisches», wie Celan am Ende seiner Büchnerpreis-Rede sagt, gibt den Opfern, den Verbrannten eine Identität und holt sie zurück aus dem Nichts. In der nichtmateriellen, aber terrestrischen Wirklichkeit des Gedichts finden die spurlos Verschwundenen ein «Textgrab» und damit ein Gedenken, das ihnen die Würde rückerstattet. Begriffe wie Asche, Staub, Rauchseelen, Schreie als letzte stimmliche Äußerung vor dem Ersticken dominieren die «vergraute» Sprache dieser Lyrik. Sie bestimmen aber auch die Beschreibung der Verheerungen durch die Atombombe. Denn auch bei einem Atomschlag verbrennen Menschen bis zur Spurlosigkeit; Grablosigkeit ist auch ihr Schicksal. Ein Unterschied bleibt: Was in den Lagern in zwei Schritten geschah, Tötung und Annihilation des Leichnams, bewirkt die Bombe in einem einzigen völlig distanzierten technischen Akt. In jener doppelten Vernichtung finden die drei jüdischen Dichter das *tertium comparationis* des eigentlich Unvergleichbaren. Das unterscheidet sie von

allen anderen Versuchen, «die Bombe zu denken», die eher von der politischen Logik ihres Einsatzes ausgehen, wie etwa Hannah Arendt, Günther Anders oder Karl Jaspers, die ihre Werke nicht zuletzt als Wegweiser zum politischen Handeln gesehen haben. Demgegenüber begreifen Rose Ausländer, Nelly Sachs und Paul Celan ihre Gedichte gleichsam als religiösen Akt im Raum des Gedichts: Den spurlos Ausgelöschten wird ein «Grab aus Worten» gegeben.⁴²

Die spezifische Differenz zu anderen denkenden und dichten- den Zeitgenossen erschließt sich auch durch den Lektüreakt der Philologie. Aber erst die Ausstellung fokussierte das Nebeneinander von Auschwitz und Hiroshima und ließ es unübersehbar werden.

42 Schreiben sei eine Form des Gebets, liest Celan bei Kafka. Aber auch dies bedeute nicht «Beten, sondern Schreiben: man kann es nicht mit gefalteten Händen tun.» Vgl. Paul Celan: Der Meridian. Endfassung – Entwürfe – Materialien, S. 72.

CHARLOTTE SCHOELL-GLASS/ELIZABETH SEARS

«Amerika kennt keine Ruinen»

Horst W. Jansons Amerikabild

1 Der Text befindet sich in Kasten 53 des Heckscher-Archivs im Warburg-Archiv und wurde in Auszügen zitiert in: Charlotte Schoell-Glass und Elizabeth Sears: *Verzetteln als Methode. Der humanistische Ikonologe William S. Heckscher (1904–1999)*, Berlin 2008, S. 71–73, wo das Datum fälschlich als «6.10.1955» identifiziert wurde, was auf den ein wenig undeutlichen Durchschlag zurückzuführen ist. Heckscher bewahrte ausserdem Sonderdrucke Jansons und seine Korrespondenz mit ihm auf.

Im Nachlass von William S. Heckscher (1904–1999), der sich heute im Warburg-Archiv des Kunstgeschichtlichen Seminars der Universität Hamburg befindet,¹ wird das vom «6.10.1935» datierte Typoskript eines Essays aufbewahrt, das in Heckschers charakteristischer Handschrift gekennzeichnet ist: «Ms. von H. Janson. Amerika». Der Autor ist leicht zu identifizieren als Heckschers langjähriger Freund und Kunsthistoriker-Kollege Horst Woldemar Janson (1913–1982), ein deutscher Emigrant, der in der Nachkriegszeit einer der einflussreichsten Kunsthistoriker der amerikanischen akademischen Kunstgeschichte werden sollte. Janson und Heckscher hatten beide bei Erwin Panofsky (1892–1968) studiert und folgten ihm nach Amerika, nachdem die nationalsozialistische Rassenpolitik die deutschen Universitäten – und insbesondere die Universität Hamburg – um ihre besten Professoren und Studenten gebracht hatte. Im Herbst 1935 erhielt Janson ein Stipendium, mit dem er in Harvard studieren konnte; im Herbst 1936 wurde Heckscher für ein Jahr an das Institute for Advanced Study eingeladen, wo Panofsky bereits eine neue akademische Heimat gefunden hatte. Keiner von beiden kehrte, von kurzen Besuchen abgesehen, jemals nach Deutschland zurück.

Jansons kurzer Text von nur zehn Seiten, ohne Anmerkungen oder Literaturverweise, hat alle Kennzeichen einer ersten Orientierung in einer neuen und fremden Kultur, in der das Bekannte mit dem Neuen abgeglichen wird. Das originale Manuskript ist verloren, die erhaltene Kopie, einen Durchschlag, mit wenigen

handschriftlichen Korrekturen von Janson versehen, erhielt Heckscher wahrscheinlich kurz nach der Abfassung des Texts vom Autor selbst. Vielleicht war Janson sogar von Heckscher angeregt worden, seine Überlegungen niederzuschreiben, denn dieser hatte die ersten Eindrücke seines Austauschsemesters in New York 1932 dokumentiert und war dabei, sie zu publizieren.² Janson allerdings beschränkte sich darauf, die Unterschiede zwischen der Alten und der Neuen Welt am Gegenstand der Ruine zu beleuchten, die auch das Thema von Heckschers Dissertation «Die Romruinen: Die geistigen Voraussetzungen ihrer Wertung im Mittelalter und in der Renaissance» war.³ Briefe im Heckscher-Archiv, Zeugnisse der kollegialen Freundschaft zwischen Janson und Heckscher, zeigen, dass die Kommilitonen in regem Austausch standen. Janson berichtet über das Leben als arbeitender Student in den USA und nimmt den wissenschaftlichen Dialog der Hamburger Zeit wieder auf. In einem Brief vom 15. November 1936 fragt er nach: «Sind Sie noch an Ruinendarstellungen interessiert? Dann sehen Sie sich doch bitte mal die Reliefs mit den Kriegstaten Assurnarzipals von der Nordwestseite des Palastes in Nimrud an. 9. Jh. vor Chr., darstellend belagerte Stadt. [...] Eine weitere Ruinendarstell[un]g bei v. Marle IV., S. 131, Altichieros Fresko in Capella [sic] S. Felice in S. Antonio, Padua, 1376. St. Jakob wehrt Türken von einer/ einstürzenden/ Stadtmauer ab. Das scheint also eine weitere Linie zu sein: Kriegsdarstellung.» In diesem Gedankenaustausch über Ruinendarstellungen findet Jansons (Vorkriegs)-Essay mit der These «Amerika kennt also keine Ruinen» seinen natürlichen Platz.

H. Janson, Amerika, 6.10.1935⁴

Die einzigartige Entwicklung, die Nordamerika unter allen europäischen Kolonialgründungen genommen hat, die Unbedenklichkeit, mit der es den politischen Nabelstrang, der es mit dem Westen verband, zerschnitt, hat im Kulturbewußtsein des Abendlandes eine Abwehrstellung hervorgebracht, die dessen Urteilsbildung über Amerika heute vielleicht stärker beeinflusst denn je. Aus dem spärlichen Material an europäischer Tradition, das die Pilgerväter in die neue Welt eingeführt hatten, baute sich völlig unbeachtet ein eigenes amerikanisches Kulturbewußtsein auf, das den jungen

- 2 W. S. Heckscher: «New York. Von einem deutschen Studenten», in: *Länder, Völker, Reisen* 7 (November 1935), S. 690-699; Auszüge in: *Verzetteln als Methode*, S. 61-63.
- 3 Würzburg 1936. Siehe *Verzetteln als Methode*, S. 47-56.
- 4 Dieser Text wird mit freundlicher Genehmigung von Josephine Janson publiziert. Offensichtliche Tippfehler wurden stillschweigend korrigiert.



Abb. 1
Horst W. Janson, wohl
in Hamburg, vor 1936.

Staat befähigte, die Haltung des Empfangenden aufzugeben und unerwartet als selbständiger Partner aufzutreten, der von sich aus bestimmte, was er fernerhin an westlichen Einflüssen aufnehmen wollte; und dies Empfinden, kritisch abgewogen zu werden von einer Gemeinschaft, die selbst dem Westen ihr Entstehen zu verdanken hatte, war es, das Europa, die von zu vielen Geburten erschöpfte Mutter, ihres erfolgreichsten Sohnes nicht froh werden ließ, da er sich ganz entschieden mit dem Odium des «Ungerechten» belastet hatte.

Wirtschaftlich war seine Stellung zu bedeutungsvoll, um vernachlässigt werden zu können; so suchte man den Ausgleich in den Bezirken des Geistigen, indem man seine Mißbilligung durch völliges Desinteressement dokumentierte und das Bestehen eines geistigen Problems «Amerika» einfach bestritt. Das Übergreifen der Weltwirtschaftskrise auf Amerika löste daher in Europa eine lebhaftere Befriedigung darüber aus, daß die der Weltgeschichte immanente Logik endlich ein Exempel statuiert und ihr Urteil über den rein utilitaristischen Lebensstil der U.S.A. gesprochen hatte. Unter diesem Aspekt stand großenteils das neuerliche lebhaftere Interesse, das man Amerika als Kulturphänomen entgegenbrachte, und die vielen, zum Teil recht guten Bücher der letzten Jahre über die U.S.A., die als Früchte dieser Auseinandersetzung in Eu-

ropa erschienen, lassen den Anlaß ihrer Entstehung meist deutlich erkennen, indem sie aus der wirtschaftlichen Krise eine geistige ableiten und deren katastrophale Ausmaße aus den ungenügenden immateriellen Werten erklären, die Amerika – im Gegensatz zu Europa – entwickelt hätte, um dem durch die Depression hervorgerufenen seelischen Druck entgegenwirken zu können. Darstellungen, die nicht von dieser negativen Feststellung ausgehen, das wirtschaftliche Problem also nicht zum Zentralphänomen machen, sind selten und wenig populär, zumal der Argwohn, eine solche Betrachtungsweise, die Amerika als kulturgeschichtliches Gebilde ernst nimmt, sei nur unter Vernachlässigung der eigenen Wertmaßstäbe möglich, ein allzu naheliegendes Mittel zur Kritik bildete.

So hat die Einengung des europäischen Blickfeldes, das sich selbst auf einen sehr speziellen Fragenkreis (als den vermeintlich wichtigsten) beschränkte, ein tieferes Erfassen Amerikas – als eines Lebens- und Kulturkreises *sui generis* – nahezu unmöglich gemacht. Der Europäer, der zum ersten Mal amerikanischen Boden betritt, pflegt vor dem Ansturm der neuen Eindrücke die Flucht zu ergreifen, indem er einerseits diese in vorgeprägte Bahnen leitet, um so der Mühe einer selbständigen Interpretation enthoben zu sein, andererseits aber auch sich selbst in vorgeprägte Bahnen leiten läßt, und nur das sieht, «was man gesehen haben muß», also Dinge, die entweder schon zum Zweck des Angesehenwerdens geschaffen wurden, oder aber zumindest (durch allzu vieles Angesehenwerden) bereits zum «Begriff» geworden sind und so die Gefährlichkeit des Neuen verloren haben. Wem es aber gelingt, unbefangen zu bleiben, dessen erste Erfahrungen werden keineswegs die Folgeerscheinungen der Depression sein, sondern vielmehr das ursprüngliche Erlebnis eines Wechsels seiner gesamten Umwelt. Diese Fremdartigkeit Amerikas ist durchaus singulär und von der anderer außereuropäischer Länder grundsätzlich verschieden. Der Orient, Indien oder China bieten sich dem Europäer vor allem als «exotischer» Eindruck dar, d.h. seine Hauptarbeit besteht darin, die extreme Verschiedenheit aller Zustände und Maßstäbe gegenüber denen der Heimat zu registrieren. Amerika dagegen wirkt zwar fremdartig, aber nicht unbekannt; es verleitet ständig zum Anlegen europäischer Maßstäbe und erweist sie dennoch

bald als unbrauchbar, ohne daß man den Grund hierfür bestimmen könnte. So sieht man sich, verwirrt und ratlos, in eine Welt versetzt, die als [recte: aus] lauter bekannten Teilen besteht, deren Summe jedoch einen völlig anderen Betrag ergibt als in Europa.

Der fundamentale Unterschied muß also in dem geistigen Arbeitsprozeß begründet sein, der diese Elemente zu einer höheren Ganzheit verbunden hat. Ein wirkliches Eindringen in diesen aber gestaltet sich außerordentlich schwierig, da die Andersartigkeit sich bereits in den Urelementen des menschlichen Geistes, den Anschauungsformen von Raum und Zeit, äußern muß. So mag ein Versuch, diese Kategorien mittels ihrer sichtbaren Dokumente in ihrem Verhältnis zu ihren europäischen Urformen zu bestimmen, vielleicht die meiste Aussicht auf innere Berechtigung haben, wenn er von Erfahrungen ausgeht, die sich Jedem unmittelbar darbieten. Zu solchen hervorstechenden Charakteristika nun, die bereits im ersten Eindruck des Europäers enthalten sind, gehört vor allem die folgende Beobachtung: das Bild jeder amerikanischen Stadt wird beherrscht von dem völlig übergangslosen Nebeneinander des Alten und Neuen, der strahlenden Neubauten und der verfallenden Hütten. Nirgends wird die in Europa so hoch bewertete Einheitlichkeit der Umgebung erstrebt, und das Gerümpel bleibt allenthalben, gänzlich unbeachtet, der weiteren fortschreitenden Zerstörung überlassen. Man hat zum Alten gar kein Verhältnis; weit entfernt davon, es irgendwie im Sinne europäischer Ruinenromantik positiv zu werten, wird es nicht einmal als Negativum empfunden und aus dem Wege geräumt, sondern es gilt schlechthin als nicht mehr existent, sodaß überall moderne Kaschemmen neben Hochhäusern, Schutthalden neben Sportstadien liegen. Amerika kennt keine Ruinen.

Ein kurzer Rückblick auf europäische Verhältnisse mag die ganze Fremdartigkeit dieses Zustandes klarer hervortreten lassen. Die positive Wertung der Ruine, oder vielmehr des in einem gewissen Stadium des Verfalls Begriffenen überhaupt entwickelte sich im Verlaufe der Renaissance als Folge verschiedener historischer Voraussetzungen. Die grundlegende *conditio sine qua non* hierfür war die nachmittelalterliche Änderung des historischen Zeitbewußtseins, ein neues Empfinden, das zum ersten Male in der Geschichte der menschlichen Kulturen imstande war, die eigene Ge-

genwart nicht als Bindeglied eines die gesamte Welt umfassenden (auch chronologisch vom Welterschöpfungstage bis zum jüngsten Gericht gehenden) kontinuierlichen Zeitablaufes zu begreifen, sondern diesen letzteren in mehrere Abschnitte aufzuspalten, von denen nur der jüngste, gegenwärtige dynamisch (d.h. in ständigem Fortgang befindlich) erfaßt wurde; ihm standen die früheren als in sich abgeschlossene Perioden gegenüber, erhielten so eine feste Distanz zur Gegenwart zugewiesen und wurden damit statisch erfaßbar, d.h. erstmalig als Objekt der Erforschung durch die Gegenwart zugänglich.

Dieser Wandel des Geschichtsbewußtseins, der seinerseits wieder nur das Ergebnis einer bestimmten geistigen und zeitlichen Altersstufe der europäischen Kultur sein konnte, wirkte sich zunächst entscheidend auf die Stellung zur römischen Antike aus und wurde mit der Aufklärung des späten 18. Jh. auf alle übrigen historischen und geographischen Bezirke ausgedehnt. Ihre letzte Konsequenz ist notwendigerweise die Geschichtsphilosophie Oswald Spenglers, der auch die eigene Gegenwart diesen abgeschlossenen Perioden koordinieren, also mit den gleichen Methoden analysieren konnte, und aus deren Untergang (der ja die Voraussetzung unserer eigenen Existenz ist) schließend notwendig den Untergang des Abendlandes ableiten mußte.

Dieser bewußte Zeitsinn der Renaissance, der den Abendländer zum ersten Mal die Vernichtung eines Kulturkreises als Auswirkung eines dem Weltlauf immanenten Gesetzes erkennen ließ, und ihm somit die Wiederholbarkeit eines solchen Vorganges zum Bewußtsein brachte (das Mittelalter hatte den Untergang der Antike entweder als im göttlichen Heilsplan enthalten, also einmalig, angesehen, oder aber ihn überhaupt bestritten), bewirkte nun als Folge dieser Erkenntnis ein neues Empfinden für die «Vanitas», die Vergänglichkeit alles Irdischen – sei es der menschlichen Werke oder des Menschen selbst –, denen die «ewige» Natur als das Gefäß des göttlichen Waltens gegenübergestellt wurde. (Das Mittelalter hatte von der toten Materie bis zu Gott selbst nur eine einzige Stufenfolge jeweils höherer Daseinsformen gekannt; die Zerstörung dieser Ordnung wurde durch die Mystik eingeleitet, die durch Herstellung eines «Kurzschlusses» zwischen Mensch und Gott diese Beiden aus der Seinshierarchie eximiert hatte.) Die-

- 5 Marginalie Heckscher:
«falsch?».
- 6 Marginalie Heckscher:
«Dabei bleibt aber die Be-
wert[un]g der Materialien
als jenseits der Natur.»

se «Vanitas»-Stimmung nun konnte kein besseres Symbol finden als die Ruine, nämlich das Menschenwerk, das zwar noch als solches erkennbar sein, ja darüber hinaus auch noch seine Qualitäten als Zeichen menschlicher Mühewaltung zur Schau tragen muß, aber doch schon deutlich sein Alter in Form eines bestimmten Verfallsstadiums dokumentiert. So erzeugte die Fähigkeit, den Grad des Verfalls als welthistorisches Zeitmaß anzusehen, also die Annahme einer zwangsläufigen Funktion von verrinnender Zeit und fortschreitender Zerstörung alles von Menschen Hervorgebrachten, die positive Wertung dessen, was die Anwendung dieses neuen Wissens ermöglichte.

Aber über die gefühlsmäßige Sympathie mit ruinösen Dingen hinaus wurden die äußeren Kennzeichen derselben, wie Korrosionserscheinungen und Pflanzenwuchs am Stein, Patina an Metallen, Farbabsprünge an Gemälden usw., zu neuen ästhetischen Werten erhoben und sogar künstlich erzeugt. Die Ruine wurde seit dem 15. Jh. zu einem so festen Bestandteil der Umwelt des Europäers, daß sie auch zum konstituierenden Element in der gleichzeitig mit ihr entwickelten Wertungs- und Darstellungsfähigkeit für die Landschaft wurde. Auch die letztere konnte erst positiv empfunden werden, nachdem die mittelalterliche Seinsordnung, innerhalb der die Natur nur eine dem Menschen gegenüber geringerwertige Stufe darstellte, zerbrochen war, was die Nobilitierung der Natur zur Folge hatte.⁵ Um ästhetisch vollwertig zu sein, mußte eine Landschaft Ruinen enthalten; erst diese verliehen ihr besondere Bedeutsamkeit, indem sie sie als Schauplatz vergangener menschlicher Betätigung charakterisierten.

So hat die Ruinenschätzung im gesamten Abendland zu einer ästhetischen Prädisposition geführt, die Alles als unnatürlich zu empfinden geneigt ist, was nicht den Stempel des Alterns trägt oder seiner Natur nach nicht tragen kann.⁶ Sie ist auch heute noch in weitem Maße für die geistige Struktur des Europäers bestimmend, wenn auch z. T. in schwerem Widerspruch zu Erfordernissen der Gegenwart.

Sucht man nun danach, welche dieser historischen Voraussetzungen für die Wertung von Ruinen (denn nur das ist vorhanden, was geschätzt wird) in Amerika vorzufinden sind, so zeigt sich, daß sie sämtlich fehlen, ja notwendigerweise fehlen müssen.

Vor allem ist der historische Zeitsinn des Amerikaners von dem des Europäers völlig verschieden. Für das Abendland liegt die Grenze von statischer und dynamischer Geschichtsempfindung etwa im 4.-5. Jh. nach Chr. Hier schließt die antike Kultur ab und unsere eigene, noch im Fortgang befindliche Geschichte, unsere «Vergangenheit», beginnt. Für den Amerikaner liegt diese Scheidung erst im späten 18. Jh.; seine historische Existenz beginnt also erst mit der Gründung der Vereinigten Staaten, und die Landung der Pilgerväter von der Mayflower ist ihm noch ein Geschehnis der grauen legendär verunklärten Vorzeit. Der europäische Teil seiner Vergangenheit ist für ihn ebenso abgeschlossen wie die Antike für uns, nur mit zwei wesentlichen Unterschieden: einmal hat diese Geschichtsperiode in Amerika keine Denkmäler hinterlassen, die Gegenstand der Pietät und Mahnung an die Vergänglichkeit alles Irdischen sein könnten; vor allem aber lebt diese bereits statisch-objektiv empfundene Vergangenheit noch heute fort, oder wird vielmehr nach dem Gefühl des Amerikaners ohne wirkliche Berechtigung perpetuiert. Da dieser sich nämlich in ähnlicher Weise als Erbe des Abendlandes fühlt wie der Europäer als legaler Nachfolger der Antike, so kann er dem alten Europa zwangsläufig keine historische Entwicklungsmöglichkeit mehr zubilligen und muß allen «Fortschritt» für sich in Anspruch nehmen. An eigener Geschichte hat er jedoch einen viel zu kleinen Zeitraum durchmessen, um bereits von der Vergänglichkeitsnotwendigkeit alles Irdischen überzeugt sein zu können. Seine Landschaft ist, von wenigen Quadratmeilen abgesehen, noch nicht ganz ihrer Jungfräulichkeit beraubt, sie trägt noch keine Spuren eigener Geschichte, sondern harret noch der völligen Unterwerfung unter die formende und ordnende Hand des Menschen. Sie ist also im europäischen Sinn (s.o.) noch nicht «Landschaft», das[s] die Natur als solche nur soweit geschätzt werden kann, als sie die Spuren menschlicher Domestikationsversuche trägt, sondern «Wildnis». In dieser aber kann es keine Ruinen geben, sondern nur Zerfall, da die Zerstörung zu schnell und ungeregelt vor sich geht, um das für die Ruine nötige Gleichgewicht von Menschenkunst und Naturwalten von einiger Dauer sein zu lassen. Die Natur «waltet» hier noch nicht, sondern sie «wütet»; der Amerikaner lebt mit ihr in einer gewissen Feindschaft, da er noch nicht Zeit

genug gehabt hat, sich alle Dienste von ihr zu erzwingen; und in diesem Feldzug sind alle Mittel gestattet. Nirgends zeigt sich dies klarer als in der Rolle, die die Reklame, speziell das Plakat, in Amerika spielt, und die viel geachteter und wichtiger ist als in Europa. Das Plakat ist ja seinem Wesen nach unfähig, zu altern oder die Einwirkung der Zeit durch Ruinensymptome zurschau zu tragen. Nur solange erfüllt es seine «Idee», als es vollkommen neu aussieht. Gerade dies aber ist es, was ihm in Europa seine mißachtete Stellung geschaffen hat. Auch der einfachste Mensch empfindet es dort als störend und marktschreierisch. In Amerika jedoch spielt es sowohl im Stadt- wie im Landschaftsbild eine nangefochtene Rolle, und zwar aus dem selben Grunde, dem es in Europa seine Ablehnung zu verdanken hat. Der Abendländer lebt zur Natur, da er sie seit Jahrhunderten in seinem Besitz hat, in einem durchaus loyalen Verhältnis und empfindet es als Störung dieses auf gegenseitigen Rechten und Pflichten aufgebauten Gleichgewichtszustandes, wenn die Natur durch Aufstellung eines Plakats an weithin sichtbarer Stelle quasi übervorteilt wird, indem der Mensch ihr keine Möglichkeit gibt, von ihrem Recht, Alles mit Patina zu überziehen, Gebrauch zu machen. Gerade deswegen jedoch wird das «advertisement» von dem Amerikaner als symbolische Form dafür empfunden, daß der Mensch hier die Wildnis bezwungen hat und sogar wagt, sie herauszufordern. Das Plakat ist hier die Standarte der Zivilisation, und es hat einen besonderen Charme, wenn es unmittelbar auf den nackten Fels geklebt ist wie die Marke eines Gerichtsvollziehers.

Plakate schließen also Ruinen aus. Und verfallende Häuser lassen den Amerikaner nicht an das Walten der ewigen Natur denken, sondern an den mißglückten Versuch, die Natur zu meistern, den sie durch ihr blindes Wüten vereitelt hat. Daher wird das Verfallende auch als nicht mehr existent empfunden und in keiner Weise mehr beachtet, denn auf zerbrochene Waffen blickt man nicht gerne; aber mit umso größerem Eifer schmiedet man neue und bessere. Seltsamerweise kommt die Natur selbst dieser anti-ruinösen Tendenz entgegen: der Fels, aus dem die Insel Manhattan besteht, und der auch sonst in Nordamerika allenthalben zutage tritt, gehört einer weit älteren geologischen Epoche an als

europäisches Gestein und hat daher auch eine völlig andere Struktur. Er ist so hart, daß er keine der natürlichen Korrosionserscheinungen hervorbringen kann, die wir als Folgen von Wind und Wetter an europäischen Gesteinen wie Sandstein, Kalkstein und Marmor zu sehen gewohnt sind, da er ihnen völlig unzugänglich ist. Man kann ihn durch mechanischen Druck zerspalten, aber dann splittert er wie Glas und ist zwar «entzwei», aber nicht «ruiniert». Diese Eigenschaften teilt er mit dem Beton, und da die meisten amerikanischen Gebäude größeren Ausmaßes aus einem dieser beiden Materialien gebaut sind, können sie schon aus diesem Grunde nie zu Ruinen werden.

Eine Bestätigung dieser Theorie bildet die Tatsache, daß die wenigen alten Steingebäude Amerikas aus dem 18. Jh., wie die City Hall in New York und einige andere, noch nicht aus Manhattanfelsen, sondern aus Sandstein errichtet sind und daher heute einen dem Europäer durchaus vertrauten, weil die Wirkung des *dens temporis edax rerum* zeigenden, Eindruck machen. Sobald aber Amerika sich emanzipierte und auch kulturell die Autoritätsansprüche Europas negierte, schien es auf Sandstein keinen Wert mehr zu legen und begann mit dem Stein zu bauen, der sich in überreicher Menge allenthalben vorfand.

Die Verwendung ruinenfeindlichen Baustoffes hat auch einen besonderen Einfluß auf die Wirkung der historisierenden Stile gehabt, die man in Amerika während des 19. Jh. in ebenso hohem Maße verwendete wie in Europa, und die hier auch heute noch eine weit größere Rolle spielen als im Westen. Das Unbehagen, das die Betrachtung eines historisierenden Baues in Europa hervorruft, entsteht dadurch, daß man die Diskrepanz zwischen dem gewünschten Eindruck, um dessentwillen man die alten Formen kopierte, und dem billigen und unbeständigen Material, das der Bearbeitung um so viel leichter zugänglich war (Gips statt Marmor usw.) deutlich und peinlich empfindet. In Amerika hat man das Gegenteil getan: die Kopie besteht hier aus weit festerem und dauerhafterem Material als das Urbild. Gewiß erhält die erstere hierdurch nichts weniger als eine völlige Rechtfertigung ihrer Existenz; aber die Möglichkeit, daß so vielleicht das dem Untergang geweihte Original in irgend einer Form der Nachwelt erhalten bleiben kann, sichert diesen Bauten einen kleinen Vorschuß

- 7 Erinnerungen an Janson (4. Oktober 1913 – 20. September 1982) haben publiziert: Lise Lotte Möller, in: Zeitschrift für Kunstgeschichte 46 (1983), S. 465-470; John White, in: The Burlington Magazine 125, Nr. 961 (April 1983), S. 226; gesammelte Erinnerungen in: CAA Newsletter 7 (Winter 1982), Supplement, S. 1–8. Siehe auch Ulrike Wendland: Biographisches Handbuch deutschsprachiger Kunsthistoriker im Exil, München 1999, Bd. 1, S. 332–338. Eine vollständige Liste von Jansons Publikationen findet sich in: Art the Ape of Nature. Studies in Honor of H. W. Janson, hg. von Moshe Barasch und Lucy Freeman Sandler, New York 1981, S. 805–812. Janson hatte schwedische, lettische und deutsche Vorfahren. Es heißt, er habe Deutsch und Englisch mit baltischem Akzent gesprochen.
- 8 Brief an Alfred Barr vom 14. Oktober 1934 in: Erwin Panofsky. Korrespondenz, hg. von Dieter Wuttke, Bd. 1, Wiesbaden 2001, S. 764f.
- 9 Ebd.
- 10 Vgl. Worcester Art Museum Annual, Bde. 1 (1935/36) und 2 (1936/37).
- 11 Die nie publizierte Dissertation war von der Harvard University Press 1941 zur Publikation angenommen worden: Brief an Fritz Saxl vom 30. November 1941 (Warburg Institute, London, Warburg Institute Archive/General Correspondence-Janson).

jener Sympathie, die man für römische Kopien griechischer Originale empfindet, obwohl man weiß, daß sie nur industrielle Nachahmungen von Meisterwerken sind.

Amerika kennt also keine Ruinen – und auch der Kulturphilosoph spenglerscher Prägung muß ihm zumindest solange geschichtliche Entwicklungsmöglichkeit zubilligen, bis es sie hervorgebracht hat.

Janson in Amerika

Janson verließ Deutschland 1935 aus politischen Gründen: Er «ging» nicht nach Amerika, sondern ließ Hamburg, wohin seine Familie nach der Oktoberrevolution 1917 aus St. Petersburg ausgewandert war, hinter sich.⁷ Der hochbegabte Janson, Studienstiftler seit seinem Abitur 1932, war bei seiner Abreise noch keine 22 Jahre alt. Bis zum Herbst 1935 hatte er je ein Jahr in Hamburg und München studiert, doch wollte er dringend aus Deutschland fort: Die Kulturwissenschaftliche Bibliothek und ihr Kreis war schon 1933 emigriert, und Panofsky verabschiedete sich 1934 endgültig aus Hamburg, um in New York zu lehren und in Princeton zu forschen. Mit Panofskys Hilfe erlangte Janson auch ein zusätzliches Stipendium der Carl Schurz Memorial Foundation, die den Austausch deutscher und amerikanischer Studenten und Schüler förderte. In einem Brief an Alfred Barr, den Panofsky für Janson um Hilfe bat, charakterisierte dieser den jungen Janson als «one of the most intelligent and vital boys I ever met, endowed with an amazing openmindedness.»⁸ Er bemerkte auch, dass «Aryans who cannot bring themselves to agree with Nazi-principles while, at the same time, they belong to the Nazi ›Volksgemeinschaft‹ are in a worse position (psychologically speaking) than even the Jews.»⁹

Im Herbst 1935 begann Janson dann sein Studium in Harvard unter anderem bei Paul Sachs, Chandler R. Post und Jakob Rosenberg; er arbeitete außerdem zwei Jahre am Worcester Art Museum als «Docent and Lecturer».¹⁰ Im Sommer 1936 bereiste er Europa ein letztes Mal vor dem Krieg. Er promovierte in Harvard 1942 mit «The Sculptured Works of Michelozzo di Bartolommeo».¹¹ 1941 hatte er eine Amerikanerin, Dora Jane Heineberg, geheiratet und nahm schließlich 1943 die amerikanische Staatsbürgerschaft

an. Seine Stationen als Universitätslehrer waren die University of Iowa (1938–42), die Washington University in St. Louis (1941–49), und schließlich die New York University, wo er 25 Jahre als Professor und Department Chair wirkte (1949–74). Anders als Heckscher, dessen Karriere weniger glatt verlief,¹² fand Janson seinen Platz in der Mitte der amerikanischen Kunstgeschichte. Seine Studien *Apes and Ape Lore in the Middle Ages and the Renaissance* (1952) und *The Sculpture of Donatello* (1957) erhielten beide den Charles Rufus Morey-Preis der College Art Association. Sein Ruhm beruht aber vor allem und bis heute auf den Einführungs- und Überblickswerken, die er zusammen mit Dora Jane Janson verfasste: beginnend 1952 mit *The Story of Painting for Young People, from Cave Painting to Modern Times* und kulminierend 1962 in der *History of Art*, heute in der siebenten und vielfach revidierten Auflage immer noch im Druck¹³ und in Benutzung für den amerikanischen «survey course», die Einführung in die Kunstgeschichte an Colleges und Universitäten.¹⁴ Janson fühlte sich in der amerikanischen akademischen Kultur wohl. In ihrem Nachruf schrieb Lise Lotte Möller, die seit dem Studium in Hamburg mit ihm befreundet war: «Seine Zuneigung zu dem Land jenseits des Atlantik war spontan: «americanophilus» stand unter seinem ersten Brief von drüben.»¹⁵

Als Janson 1935 die amerikanische Kultur kennenlernte und beurteilte, tat er das auf der Grundlage seiner bisherigen, europäischen, Erfahrungen. Man kann die Art und Weise, wie er seine Beobachtungen in Amerika konzentriert darstellt, wenigstens zum Teil im Zusammenhang mit seinem Hamburger Studium bei Panofsky und Fritz Saxl sehen, in dem Kunstgeschichte im kulturwissenschaftlichen Kontext gelehrt wurde und in dem die Aufmerksamkeit für das signifikante und symptomatische Detail geschult worden war. Zu diesem Zeitpunkt wusste Janson bereits, worüber er promovieren wollte. Er schrieb an Edgar Wind am Warburg Institute in London, dass er dessen Vorlesung im Wintersemester 1932/33 über englische Kunst und Kunsttheorie gehört habe, «die meine fachlichen Interessen weiterhin entscheidend bestimmte und mich dazu anregte, im Sommer 1933 auf Vorschlag Prof. Panofskys eine Dissertation über das mythologische Portrait zu planen.»¹⁶ Er wollte sich auf die Entstehung dieser Form von

- 12 Vgl. Verzetteln als Methode, S. 10–70.
- 13 Janson's History of Art. The Western Tradition, hg. von P. J. E. Davies, W. B. Denny, F. F. Hofrichter, J. Jacobs, A. M. Roberts, D. L. Simon, 7. Auflage, Upper Saddle River, N.J. 2007.
- 14 Vgl. Janson: «Art Critics, Art Historians and Art Teaching», in *Art Journal* 32 (Summer 1973), S. 424–428.
- 15 Zeitschrift für Kunstgeschichte 46 (1983), S. 465–470, hier 466.
- 16 Brief an Wind vom 29.7.1935; London, Warburg Institute Archive/GC-Janson.
- 17 Worcester Art Museum Annual 1 (1935–1936), S. 19–31.



Abb. 2
H. W. Janson liest
den *New Yorker* vom
2. Dezember 1933.

Bildnissen «eines Lebenden als Person der antiken Mythologie» konzentrieren, für die er literarische Vorläufer in der Form von Beschreibungen von Zeitgenossen als religiöse, historische oder allegorische Figuren gefunden hatte. Als er nach historischen Gründen für das «Eintreten dieser Bildinhalte in den Bereich des Darstellungsmöglichen» suchte, bemerkte er, dass die bisherige Forschung das Prinzip der «Ähnlichkeit als eines unveränderlichen, aller Portraitkunst immanenten Prinzips» zu eng gefasst hatte. Janson gab dieses Dissertationsprojekt zugunsten der Studie über italienische Skulptur auf, schrieb aber 1935/36 seinen ersten wissenschaftlichen Aufsatz über «A Mythological Portrait of the Emperor Charles V».¹⁷ Aus der Tatsache, dass eine Miniatur Karls V. nach der Schlacht von Tunis 1535 in Gestalt des Heiligen Jacobus, des «Mohrentöters», darstellte, zog Janson kulturhistorische Schlüsse. Er glaubte, dass dieses mythologische Porträt die Funktion hatte, in einer Zeit der Krise den Porträtierten körperlich mit Tugendpostulaten zu verbinden. Hier wie in späteren Arbeiten Jansons wird dieselbe Prämisse deutlich, die auch den

Text über Amerika kennzeichnet: dass nämlich bestimmte visuelle Formen als Indizien für allgemeinere Haltungen im historischen Kontext gelesen werden können. Auch in einem weiteren frühen Aufsatz, der aus einem Seminar bei Paul Sachs hervorgegangen war, «The Putto with the Death's Head»,¹⁸ behandelte er das allegorische Motiv als symbolische Form und «als Fokus aller jener widersprüchlichen Vorstellungen vom Tod, welche die Renaissance aus dem Erbe des Spätmittelalters entwickelt hatte».¹⁹

Die Grundlagen für Jansons erfolgreiche amerikanische Karriere wurden bereits in den dreißiger Jahren gelegt, und die von Panofsky so geschätzte «openmindedness» half ihm, sich in seiner neuen Heimat nicht nur anzupassen, sondern im Lauf der Jahre die Entwicklung der Disziplin Kunstgeschichte selbst mit zu prägen. Dies bildet sich auch in der von Heckscher aufbewahrten Korrespondenz ab. Zuerst siezt man sich noch und redet sich, wie aus Deutschland gewohnt, mit dem Nachnamen an: «Lieber H., innigen Dank für Ihre freundliche Reaktion auf meinen Brief», beginnt ein Schreiben Jansons an Heckscher vom 15. November 1936.²⁰ Schon damals werden erste Anglizismen eingestreut («relaxen»; «ein good Lecturer».)²¹ Die beiden tauschen ihre Erfahrungen mit dem amerikanischen Leben aus und helfen einander bei der Forschungsarbeit. Die spätere Korrespondenz, die nach einer durch den Krieg bedingten Pause zwischen Ende 1937 und 1948 wieder aufgenommen wurde, ist nun, bis auf wenige deutsche Einsprengsel, englisch. Aus «lieber H.» wird «dear Bill» und aus Janson «dear Peter», denn dieser wollte den Namen Horst wegen seiner Nazi-Konnotationen nicht mehr tragen: Er benutzte ausschließlich die Initialen H. W. und ließ sich im vertrauten Verkehr «Peter» rufen. Sein Kontakt mit Heckscher blieb eng, auch als dieser in Utrecht lehrte. Während aber dieser die Ikonologie zeit lebens als sein Hauptarbeitsfeld betrachtete, nahm Janson auch die kennerschaftlichen Anregungen seiner Lehrer in Harvard auf²² und entwickelte sie weiter, wie bereits in der Dissertation über Michelozzo, aber auch in seiner preisgekrönten Studie zu Donatello. Doch 1936 hatte es dem Austauschstudenten der «Hamburger Schule» in Harvard die Ruinenrezeption als kulturelles Symptom angetan.

18 Art Bulletin 19 (September 1937), S. 423-449.

19 «[...] a focal point for all those conflicting notions of death which the Renaissance developed out of the heritage of the late Middle Ages», ebd. S. 423. Von 1962 bis 1965 war Janson dann selbst Herausgeber des Art Bulletin, der wichtigsten Zeitschrift der amerikanischen Kunstgeschichtsforschung.

20 Der Brief befindet sich im Heckscher-Archiv, Korrespondenz, J.

21 Briefe an Heckscher vom 15.11.1936 und 16.1.1937 (Heckscher-Archiv, Korrespondenz, J.)

22 Sybil Gordon Kantor: The Beginnings of Art History at Harvard and the «Fogg Method», in: Craig Hugh Smyth und Peter M. Lukehart (Hg.), The Early Years of Art History in the United States, Princeton 1993, S. 161-174.

23 Oder, wie Hans Zbinden bemerkt: «Kein Land ist so ungerecht geschmäht, keines kritikloser gepriesen worden, wie im letzten Jahrzehnt der Kontinent der unbegrenzten Möglichkeiten.» In: Zur geistigen Lage Amerikas, München 1932, S. 7.

24 Siehe Alexander Schmidt: Reisen in die Moderne. Der Amerika-Diskurs des deutschen Bürgertums vor dem Ersten Weltkrieg im europäischen Vergleich, Berlin 1997.

25 Die deutsche Übersetzung: Jean Baudrillard: Amerika, München 1995. Vgl. auch die Kritik von →

- John Welchman: On Elsewhere, in: Art Forum 27 (Oktober 1988), S. 10f.
- 26 Darunter Peter Berg: Deutschland und Amerika 1918-1929. Über das deutsche Amerikabild der zwanziger Jahre, Historische Studien, Heft 385, Lübeck und Hamburg 1963, S. 132-153. Earl R. Beck: Germany Rediscovered America, Tallahassee, FL 1968: Diese Analyse deutscher Schriften über «Amerika» ist mit Abstand die gründlichste und am besten lesbare. Beck organisiert das Material nach Topoi der deutschen Amerikaliteratur wie z. B. «Kulturlosigkeit» und «Amerikanismus»; er erörtert auch die geographischen «patterns» deutscher Amerikareisender sowie unterschiedliche Grade der Bereitschaft, Vorurteile gegen Erfahrungen einzutauschen. Vgl. auch Philipp Gassert: Amerika im Dritten Reich. Ideologie, Propaganda und Volksmeinung 1933-1945, Stuttgart 1997, S. 34-86.
- 27 Darunter Zbinden: Zur geistigen Lage Amerikas (wie Anm. 23); Oswald Spengler: Jahre der Entscheidung. Erster Teil. Deutschland und die weltgeschichtliche Entwicklung, München 1933, S. 1-15; Egon Erwin Kisch: Beehrt sich darzubieten: Paradies Amerika, Berlin 1930.
- 28 Dazu Beck: Germany (wie Anm. 26), S. 88-121. Der Begriff «Wirtschaftswunder» wurde von Julius Hirsch 1925 geprägt: S. 88.

Deutsche Amerikabilder

Die erste Begegnung mit der amerikanischen Kultur und dem amerikanischen *way of life* hat noch jeden Europäer zum Vergleich herausgefordert. Nicht exotisch, aber fremder als das Fremdeste ist «Amerika» deswegen, weil es im Gewand einer vertrauten Sprache und auf den ersten Blick auch «europäisch» erscheint, wenigstens an der Ostküste, auf die sich Jansons Erfahrungen zunächst beschränken. Jeder neu Hinzukommende, ob Reisender oder Einwanderer, der sich schreibend zur neuen Umgebung äußert, fügt das Seine zu einer überbordenden Tradition von Texten hinzu, die zwischen scharfer Kritik und Ablehnung und begeisterter Idealisierung alles Amerikanischen angesiedelt sind.²³ Nicht von ungefähr erwähnt Janson «die vielen, zum Teil recht guten Bücher der letzten Jahre über die U.S.A.»: Er hätte dies zu jedem Zeitpunkt sagen können, denn die Auseinandersetzung mit dem amerikanischen Gegenentwurf zu Europa beginnt, wie man weiß, bereits im 19. Jahrhundert mit Alexis de Tocquevilles Werk von 1835 und 1840 über die amerikanische Demokratie und mit den unzähligen Reiseberichten, die unter anderem aus dem Kulturvergleich ihre Berechtigung herleiten.²⁴ Noch Jean Baudrillards *Amérique* von 1986 steht in dieser Tradition der Wahrnehmung Amerikas als einer gigantischen Projektionsfläche der Europäer.²⁵

Insbesondere während der Weimarer Republik war das deutsche Interesse an allen Aspekten amerikanischer Politik und Kultur enorm; die in diesen Jahren entstandene Literatur ist Gegenstand zahlreicher Forschungen.²⁶ Tatsächlich überwiegen die Beiträge der zwanziger Jahre an Umfang die Literatur der dreißiger Jahre,²⁷ und die kulturkritischen Töne treten deutlicher hervor als das ebenfalls auch vorhandene Lob amerikanischer Errungenschaften, insbesondere im Bildungswesen. Das amerikanische «Wirtschaftswunder»²⁸ der zwanziger Jahre zog große Aufmerksamkeit auf sich, ebenso später die Depression.²⁹ Der Bericht Otto Moogs von einer «Ingenieurreise» durch die östlichen Vereinigten Staaten 1926, veröffentlicht 1927 unter dem Titel *Drüben steht Amerika* ist eine Hymne auf die amerikanischen Ingenieurs- und Produktionsleistungen.³⁰ Die Bewunderung des Deutschen für die fortschrittliche amerikanische Technik schreckt vor keiner Übertreibung zurück: «Was Ford hier in knapp 20 Jah-

ren geleistet und den Ingenieuren der Welt gezeigt hat, das ist ein ungeheures Titanenwerk. Keine Symphonie, keine Eroika kommt an Tiefe, Inhalt und Wucht der Musik gleich, die uns in die Ohren hämmert und dröhnt, wenn wir Fords Arbeitshallen durchwandern, ganz klein und beengt [...] über diese Gewalt menschlichen Geistes, über diesen Mut menschlichen Wagens.»³¹ Moog kommt aber zu dem Schluss, dass in erster Linie nicht der technische Vorsprung, sondern die amerikanische Haltung des freien Unternehmertums, der Wertschätzung der Arbeit und des Pragmatismus den eigentlichen Unterschied zu Deutschland ausmache. Der Reisebericht des Ingenieurs ist mit Henry Fords Dicta gespickt, unter denen eines auch als schneidiger Kommentar zum Thema der Ruinenwertschätzung gelesen werden könnte: «Du sollst die Zukunft nicht fürchten und die Vergangenheit nicht ehren.»³² Dem entspricht die Beobachtung M. J. Bonns, der unter die Auflösungserscheinungen in der jungen Generation von Amerikanern rechnet, dass «[d]ies Jung-Amerika [...] allem Gewordenen gegenüber von einer nicht zu überbietenden Respektlosigkeit [ist]».³³

Am anderen Ende der Skala der Amerikarezeption steht Adolf Halfelds *Amerika und der Amerikanismus* von 1928, besonders erfolgreich und auflagenstark.³⁴ Der Begriff «Amerikanismus» bezeichnet alle Formen der Übernahme amerikanischer Vorbilder (z. B. in der Industrie, aber vor allem auch in der Kultur) in Europa, aber in Halfelds Gebrauch auch die spezifische Form der amerikanischen Zivilisation, so dass der amerikanische Kontinent selbst als Opfer des Amerikanismus dargestellt werden kann. Halfeld prangert aber auch die «Amerikanisierung Europas» an:

«Der Amerikanismus [...] ist bis heute in kein Verhältnis zur Landschaft gelangt. Er hat sie besiegt und unterworfen und verstümmelt. Er ist nicht mit und aus ihr, sondern gegen sie gewachsen [...] Für den Amerikanismus bildete die blühende Pracht und Üppigkeit des Kontinentes von Anbeginn ein Objekt der Vernutzung und Verzettelung, des Waste.»³⁵

Nach einer Darstellung des amerikanischen «Massenmenschen» – der Ladenketten, seien es Woolworth oder andere, längst vergessene, und des Drugstore als Essenz der amerikanischen Kultur – kehrt der Autor zur «Natur» zurück: «Amerika hat nicht den Vorteil einer mahnenden Vergangenheit für sich, das ist richtig,

29 Alfred E. Johann: *Amerika. Untergang am Überfluß*, Berlin 1932, ein ebenso nüchterner wie niederschmetternder Bericht über Armut in Amerika.

30 Otto Moog: *Drüben steht Amerika. Gedanken nach einer Ingenieurreise durch die Vereinigten Staaten*, Braunschweig, Berlin und Hamburg 1927.

31 Ebd., S. 72.

32 Ebd., S. 48.

33 M. J. Bonn: *Die Kultur der Vereinigten Staaten von Amerika*, Berlin [1930], S. 276.

34 Adolf Halfeld: *Amerika und der Amerikanismus. Kritische Betrachtungen eines Deutschen und Europäers*, Jena 1928.

35 Ebd., S. 94.

36 Ebd., S. 107f.

37 Ebd., S. 108.

38 Gustav Frenssen: *Briefe aus Amerika*, Berlin 1923, S. 165 sowie 166f. und öfter.

39 Arthur Feiler: *Amerika-Europa. Erfahrungen einer Reise*, Frankfurt 1926, S. 310.

40 Ebd., S. 316.

41 Curt Glaser: *Amerika baut auf*, Berlin 1932, S. 7–12.

- 42 Ebd., S. 8. Kurios allerdings Glasers Erwägungen zum «Ruinenwert» der Staatsbauten in Washington, D. C., S. 64: «Alle diese Bauten sind keine architektonischen Meisterwerke. Aber sie sind würdig und vornehm, und wenn ihnen im Laufe der Zeiten einmal das Schicksal zuteil werden sollte, das ihre Vorbilder im alten Rom getroffen hat, so darf man prophezeien, daß sie herrliche Ruinen abgeben würden.» Thomas Coles «The Course of Empire» bleibt unerwähnt.
- 43 Glaser: Amerika baut auf, S. 9–11.
- 44 Ernst Jäckh: Amerika und wir. Amerikanisch-deutsches Ideenbündnis, Stuttgart, Berlin und Leipzig 1929, S. 82f.
- 45 Johann Wolfgang Goethe: Werke, Kommentare und Register. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, Bd. 1. Gedichte und Epen 1, München 1993 (15., durchgesehene Auflage), S. 333 und S. 696, mit der älteren Literatur, darunter der Goethe-Kalender 28, 1935, in dem Ernst Beutlers Aufsatz «Von der Ilm zum Susquehanna. Goethe und Amerika in ihren Wechselbeziehungen», S. 86–153 zuerst erschien. Bei Beutler auch der Hinweis auf die Gespräche mit Eckermann, 21. Februar 1827, die verzeichnen: «Es ist vorauszu sehen, daß dieser jugendliche Staat [...] in dreißig bis vierzig Jahren auch die großen Landstrecken jenseits der Felsengebirge in Besitz genommen [...] haben wird.»

obwohl anderes schwerer in die Waagschale fällt. Amerika krankt nämlich an einer fatalen Erbschaft: Der Pionier hinterließ nicht nur eine verwüstete und unordentliche Landschaft, sondern er verbreitete auch die Gewohnheit [...] verwüstete und unordentliche Landschaften zu dulden.»³⁶ Auch das amerikanische Stadtbild ist für den Amerikanismuskritiker «wahl- und planlos», das «Feld willkürlichster Bauwut»: «Die Schande häufig haushoher Reklametafeln, die an allen Straßenecken kleben, richtet das amerikanische Stadtbild am ärgsten zu.»³⁷

«Amerika kennt also keine Ruinen»: Dieser schöne Satz, der zunächst erklärt werden kann aus dem wissenschaftlichen Dialog der beiden Hamburger Freunde, berührt zugleich einen Topos der Wahrnehmung der amerikanischen Kultur als einer «jungen», sich noch formenden – im Guten und im Schlechten. Gustav Frenssen beschreibt 1923 in seinen *Briefen aus Amerika* die Amerikaner mehrfach als ein «neues, erst werdendes Volk»,³⁸ während Arthur Feiler meint, die Amerikaner seien kein junges Volk, sondern Amerika ein junges Land:³⁹ «Wo in Europa Geschichte ist (oder etwa gar: Vergangenheit?), da ist hier Anfang, beginnendes Werden.»⁴⁰ Wo alles Anfang ist, gibt es keine Geschichte; im Vorwort zu seinem schmalen Band von Berichten über eine Amerikareise schreibt Curt Glaser:⁴¹ «Ein geschichtsloses Land kennt keine Denkmäler der Vergangenheit. [...] Die Geschichte des neuen Amerika ist kurz und die Denkmäler seiner kolonialen Vergangenheit kaum der Rede wert.»⁴² Das «junge Land» lebe in einem «geschichtslosen Heute» und sei, kulturell betrachtet, noch jungfräulicher Boden.⁴³ Differenzierter beschreibt Ernst Jäckh 1929 das Verhältnis von Europa und Amerika: Während doch eigentlich Europa als die «Mutter» Amerikas aufgefasst werden müsse, fühlten sich «echte» Amerikaner politisch «heute mehr denn je, als Väter, ja als Großväter eines europäischen Enkeltums.»⁴⁴ Die manchmal positiv, aber häufig auch negativ bewertende organische Auffassung des amerikanischen Neubeginns, dessen Kennzeichen das Fehlen von Zeugnissen der Vergangenheit sei, dürften deutsche Reisende schon im Gepäck mitgebracht haben, etwa in der Art von Goethes «Amerika, du hast es besser/Als unser Kontinent, das alte, /Hast keine verfallene Schlöser/Und keine Basalte. /Dich stört nicht im Innern/Zu lebendiger Zeit/Unnützes Erinnern/Und vergeblicher Streit. [...]»⁴⁵

Die in zahlreichen Texten auftauchenden Bemerkungen zur «Reklame», die auch Janson mit dem Verweis auf «Plakate»⁴⁶ als etwas genuin Amerikanisches kennzeichnet, werden im Gegensatz dazu unter dem Eindruck des Fremden und Überraschenden verbucht. Die aufmerksamkeitsheischende Größe der Werbung, ihre Dominanz in den Städten, aber auch auf dem Land und vor allem an den Landstraßen, provozierte häufig Erklärungsversuche und Kritik und erweist, wie unüblich in Europa diese Art der öffentlichen Werbung noch war.⁴⁷ Jansons Verbindung der beiden Themen dürfte aber einmalig sein. «Plakate schließen also Ruinen aus»: Seine überraschende These ist, dass das Reklame-Plakat «von dem Amerikaner als symbolische Form dafür empfunden [wird], daß der Mensch hier die Wildnis bezwungen hat und sogar wagt, sie herauszufordern» und dass es als «Standarte der Zivilisation» in der Natur diene qua seines Neuigkeitswertes, den Janson als Substitut sieht für alles, was in Europa, als Menschenwerk, in der Landschaft altern und Patina ansetzen darf und soll.

Dem hätten die amerikanischen Landschaftsmaler des 19. Jahrhunderts – wenig geschätzt von den Kunsthistorikern dieser Zeit – entgegengesetzt, dass die «wilderness» selbst, der Grand Canyon oder die Catskills, Gottes eigene, uralte Erde darbiere, die weder verfallene Schlösser noch antike Ruinen brauche, um erhaben oder romantisch zu sein.⁴⁸ Oder, wie Thomas Cole es in seinem «Essay on American Scenery» 1836 formulierte:

«The Rhine has its castled crags, its vine-clad hills, and ancient villages; the Hudson has its wooded mountains, its rugged precipices, its green undulating shores – a natural majesty, and an unbounded capacity for improvement by art. Its shores are not besprinkled with venerated ruins, or the palaces of princes; but there are flourishing towns, and neat villas, and the hand of taste has already been at work. Without any great stretch of the imagination we may anticipate the time when the ample waters shall reflect temple, and tower, and dome, in every variety of picturesqueness and magnificence.»⁴⁹



- 46 Nicht unwahrscheinlich, dass Janson die tatsächlich genuin amerikanischen «Billboards» (zuerst 1835, seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts verbreitet) im Sinn hatte, die bis heute als eine Sonderform des «American picturesque» gesehen werden könnten.
- 47 Ausführlich zur Reklame im Abschnitt über den Handel in Amerika: Julius Hirsch: Das amerikanische Wirtschaftswunder, Berlin 1928, S. 149-152; über das Denkmal und die Architektur im Dienste der Reklame: Egon Erwin Kisch: Paradies Amerika (wie Anm. 27), S. 297; Glaser: Amerika baut auf (wie Anm. 41) spricht von der Reklame im Sinne eines amerikanischen Habitus: S. 111 und 118.
- 48 Robert Hughes: American Visions. The Epic History of Art in America, New York 1997, S. 138.
- 49 American Monthly Magazine, 1. Januar 1836.

Abb. 3
Schutzumschlag von
Drüben steht Amerika...
für Dynamik und Wolken-
kratzer (Westermann 1927)

Bildnachweis: Abb. 1 und 2: Kunstgeschichtliches Seminar der Universität Hamburg, Heckscher-Archiv im Warburg Archiv; Abb. 3: Charlotte Schoell-Glass.

JULIANE VOGEL

Frenetisches Sprechen

Karl Heinz Bohrer, *das Tragische und die Moderne*

Karl Heinz Bohrer: Das Tragische. Erscheinung, Pathos, Klage, München: Carl Hanser, 2009, 412 S.

Karl Heinz Bohrer's Faszination durch das Tragische geht auf das Gymnasium zurück. Sie entstammt, wie er selber in einem kurzen Vorwort berichtet, einer Zeit, in der es noch eine Oberprima gab und wo Abiturienten durch Aufführungen griechischer Tragödien geprägt wurden. Mit dieser erstaunlichen Geste eröffnet Bohrer sein Buch über *Das Tragische*. Dennoch ist es kein humanistisches Bildungserlebnis, dessen Nachleben sich nun auf vierhundert Seiten entfaltet. Bohrer's Schrift «Erscheinung, Pathos, Klage» in der griechischen Tragödie handelt vom Schrecken, genauer gesagt, vom Erscheinungsschrecken, und entfernt sich weit von den humanistischen Deutungstraditionen. In einem Durchgang durch die antiken Texte entwickelt er eine Dramaturgie der Tragödie, die anti-philosophischen, anti-moralischen wie anti-therapeutischen Impulsen folgt. Gleich zu Beginn versichert

er sich dabei des Beistands Nietzsches, der die Tragödie, wie Bohrer in seinem Eröffnungsargument noch einmal darlegt, als ein ausschließlich ästhetisches Phänomen begriffen sehen wollte. In immer neuen polemischen Schüben insistiert Bohrer mit Nietzsche auf der Schreckenswirkung einer Kunstform, die nur als ein Erregungsmittel – als Tonicum – angemessen beschrieben sei. Seine Lektüren verwahren sich vor Interpretationsansätzen, die die tragische Handlung als Progression und ihren Schrecken als einen vorübergehenden begreifen, und sie widersetzen sich den Versuchungen teleologischer Perspektiven, die Tragödie vor allem auf ein Ende hin zu lesen, das diesen Schrecken reinigt und deutet.

Weder Erlösungen noch Versöhnungen, weder Opfer, Geschichtsphilosophie noch Rationalisierungsversprechen können und dürfen, so das Argument des Buches, die Gewalt eines Pathos aufheben, dessen Hervorbringung das erste Ziel der griechischen Tragödie sei. Gegen Hegel, gegen Walter Benjamin, aber auch gegen die Erlösungsrhetorik von Nietzsches *Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik* insistiert Bohrer auf der Autonomie eines durch die Tragödie erzeugten, unerlösbaren

und unaufhebbaren tragischen Pathos. Sein Augenmerk gilt daher der Produktion dramatischer Gegenwart bzw. einem ausschließlich in diesem Schrecken gegebenen absoluten Präsens. Er behauptet den Vorrang des Leidens vor dem Fortgang der Handlung und lenkt die Aufmerksamkeit auf die Eigenrechte privilegierter szenischer Momente. Wenn Bohrer insoweit vor allem an Hans Thies Lehmann anschließt, der in seiner Studie über Mythos und Tragödie zuerst die Autonomie der Szene in der Tragödie beschrieb, so tut er dies doch mit einer deutlichen Akzentverschiebung: Die Autonomie des Pathosauftretts wird nun durch das plötzliche Hereinbrechen eines Erscheinungsschreckens begründet.

Im Zuge seiner Argumentation kommt Bohrer zu interessanten formalen Beobachtungen, die ihm eine überzeugende Neulektüre kanonischer tragischer Texte ermöglichen. Im Durchgang durch die *Orestie*, in der Interpretation des *Ödipus*, der *Antigone* wie auch der Tragödien des Euripides lenkt er die Aufmerksamkeit auf diejenigen Momente, in denen die tragischen Helden auf der Bühne erscheinen, um den Schrecken, der ihnen hinter der Bühne widerfahren ist, in verdichteter Rede zu beschwören. Die Klytämnestra der aischyleischen *Orestie* nach der Ermordung Agamemnons, der geblendete *Ödipus*, aber auch die euripideischen Protagonisten erhalten Gelegenheit zu frenetischen Sprechakten, in denen sich die Autorität einer neuen, an den Schrecken geknüpften poetischen Sprache wirkungsvoll zur Geltung bringt. Eine solche Akzentverschiebung von der Katharsis auf die Poesis ist, wie Bohrer zeigen kann, gerade für die Lektüre des *Ödipus* von entscheidender Bedeutung. Beim Anblick des geblendeten Protagonisten fallen die alten Wahrheits- und Erkenntnisorientierungen teleologischer *Ödipus*-Lektüren nicht mehr ins Gewicht. Unter den Voraussetzungen einer ‹tonischen› Lektüre entsteht die tragische Wirkung durch die sprachliche Evokation eines Anblicks, der in seiner Entsetzlichkeit die sittlichen Proportionen des tatsächlichen Geschehens weit übersteigt.

Dieser schreckenerzeugende Sprechakt gehört weder dem Epos noch dem Mythos an. Seine spezifische Modernität rührt gerade daher, dass er anders als ältere Texte kein berichtender, sondern ein performativer Text ist. Bohrers Ansicht nach realisiert sich in der jähen Pathosszene der Tragödie eine spezifisch moderne Imaginationsstruktur, die das, wovon sie spricht, überhaupt erst hervorbringt. Ihre Wirkung erlangt sie durch ‹Emphasisierung›, ein Begriff, der durch seine allzu häufige Verwendung in Bohrers Darlegungen nicht reizvoller wird, und dennoch unmissverständlich darlegt, dass die tonische Schreckenswirkung der Tragödie durch eine Betonung und eine energetische Aufladung des Sprechens zustande kommt. Entscheidend für Bohrers Argument ist daher die These, dass die frenetische Rede der Tragödie nicht einfach die Gräueltaten einer durch den athenischen Stadtstaat überwundenen mythischen Zeit zur Darstellung bringt. Tragischer Schrecken ist vielmehr ästhetische Gegenwart, absolutes Präsens und das Produkt einer modernen mytho-poetischen Einbildungskraft. Er entspringt der frenetischen Anstrengung einer traumhaft verdichteten Sprache, die sich von der Sprache des Mythos wie des Epos unterscheidet und die Schreckensthematik des Mythos ‹überhaupt erst in ihrer ästhetischen Formierung etabliert›. Als solche bestimmt sie den Auftritt des tragischen Helden, die Wehklagen des Chores und der Protagonisten und gewinnt in Hinblick auf die Produktion von Angstzuständen in der Tragödie besondere Überzeugungskraft.

Im Unterschied zur epischen Erzählung hat diese Rede den Bezug zu faktischen und klar umrissenen Gewaltvorgängen, wie sie bei Homer berichtet wurden, aufgegeben. Stattdessen artikuliert sie sich nun vor einem undurchschaubaren Hintergrund, in dem ein weder durch Begriffe noch durch Erzählung fassbarer und von unverständlichen Göttern verhängter Schrecken auf sein Erscheinen wartet. Ihre spezifische Gestalt wie auch ihre spezifische Gewalt gewinnt sie zumeist vor den Mauern eines

Palastes – beispielhaft ist hier der Palast der Atriden in Mykene – als enigmatische Rede über ein enigmatisch Böses, dessen Ursachen nicht mehr eingesehen werden können. Schon der Schrecken der antiken Tragödie gewinnt seine Intensität aus der Erfahrung der Ungewissheit und der Angst.

Diese Verbindung von poetischer Imagination und Schreckensthematik ist nach Ansicht Bohrers kein zufälliges Zusammentreffen. Vielmehr scheint ihm einiges darauf hinzudeuten, dass die Evokation des Grässlichen in der Struktur der dichterischen Imagination selbst angelegt ist. Seiner Auffassung nach ist es der ästhetische Modus selbst, der den Schrecken produziert, indem er ein Ungewisses zur Erscheinung und die Steuerungsmöglichkeiten der Vernunft zu Fall bringt. Die Bilder der tragischen Rede scheinen ihm dabei ein Konzept dichterischer Imagination vorwegzunehmen, das sich in programmatischer Ausformulierung erst in der Moderne und zwar in den Texten Baudelaires wiederfindet. Demnach besitzt die Einbildungskraft der Tragödie dieselbe Affinität zur objektiven Hervorbringung des Bösen wie die Texte der *Fleurs du Mal*: Das Böse manifestiert sich als ein Plötzliches, Ungewisses und Zufälliges, das sich in Überfällen auf ein entwaffnetes Subjekt zur Geltung bringt. Überhaupt gelingt Bohrer zufolge die Erkenntnis tragischer Sprechakte nur im Umweg über Paradigmen moderner Literatur, die den Traum des Aischylos noch einmal entbinden, erinnern und weitertragen. Erst im Spiegel der *Fleurs du Mal* könne jene Verschränkung von Schrecken und poetischer Einbildungskraft wahrgenommen werden, die die Wirkung der antiken Dramen begründete. Umgekehrt habe Baudelaire den zum Bösen bestimmten ästhetischen Modus seiner Produktion im Spiegel der aischyleischen Tragödie entwickelt. Bohrer unterstreicht, dass auch hier eine aus dem Vagen heraus wirkende poetische Einbildungskraft vor allem Ungeheuer gebiert. Dabei sieht er klare Anzeichen, dass sich diese Ungeheuer, die als Träume des Aischylos angesprochen werden, zu dramatischen

Personen kristallisieren und in einer tragischen Szenerie bewegen.

Nicht anders als der Schrecken der Tragödie sei derjenige der *Fleurs du Mal*, ein Erscheinungsschrecken; das heißt: er ist plötzlich, er ist «transsubjektiv» und übersteigt die logische Identität des Auftretenden wie den Informationsgehalt seiner Rede. Diese Feststellung, so überzeugend sie im Kontext einer ästhetischen Theorie der antiken Tragödie sein mag, bedürfte jedoch, sobald sie über ein allgemeines ästhetisches Argument hinausgeht, einer genaueren Überprüfung am Wortlaut der Texte. So fasziniert man Bohrers Argument bis ans Ende folgt, so gerne hätte man mehr über die rhetorisch-poetische Verfertigung dieses Erscheinungsschreckens erfahren bzw. über die dramaturgische Fabrikation von Plötzlichkeit im Rahmen einer im 5. Jahrhundert weitgehend etablierten Form. Hinsichtlich des Textes verlässt sich der erscheinungsgewohnte Bohrer so sehr auf die Selbstevidenz des Ästhetischen, dass er die Leistungen der Poesis bei der Erzeugung von Schrecken gar nicht mehr in den Blick nimmt. Wie sie sich zum rhetorischen Charakter des Textes verhalten und welche Kriterien erfüllt werden müssen, damit etwas «jetzt» erscheinen kann, bleibt so weit im Dunkeln, dass man sich fragt, ob es überhaupt des Begriffes der Erscheinung bedarf, um über den Schrecken in den Tragödien zu sprechen. Die inflationäre, nämlich allzu routinierte und oft unmotivierte Verwendung des Begriffes lässt Zweifel an seiner Erklärungskraft aufkommen.

Ähnliches lässt sich auch von Bohrers Baudelaire-Lektüren sagen, mit denen das Buch über das Tragische eröffnet wird. So verlockend es auch hier ist, den Analogien und Unterschieden zwischen antiker und moderner Einbildungskraft nachzugehen, so sehr hätte man sich eine Lektüre gewünscht, die dem Erscheinungsmodus der Figuren Baudelaires genauer nachgegangen wäre. Bohrer kann an den thematischen Texten nicht wirklich plausibel machen, dass die monströsen Frauen, die Baudelaire aus dem Vagen hervortreten lässt, als

dramatische Figuren auf einer tragischen Szenerie auftreten. Auch wenn sich in ihnen dieselben oder doch ähnliche Möglichkeiten der Imagination realisieren mögen wie in der attischen Tragödie, so scheint ihr Erscheinen dennoch in dramatischen Metaphern nicht zureichend beschrieben zu sein. Ebenso wenig kann es als ein plötzliches oder augenblickliches gefasst werden. Die meisten Texte, die Bohrer zitiert, inszenieren vielmehr das allmähliche Näherkommen eines verführerischen Schreckensbildes aus einer unbestimmten Atmo-

sphäre. In der Regel handelt es sich um ein Steigen oder Gleiten in großer Ruhe, das sich nicht augenblicklich, sondern in zeitlicher Dehnung zu trägt. Es wäre daher reizvoll gewesen, zu erfahren, wie sich ein am Tragischen erhobener Plötzlichkeitsbefund zu den Inszenierungsformen der Texte selbst verhält. Viele Unklarheiten mögen nicht zuletzt auch damit zusammenhängen, dass Bohrers Buch dem Leser nicht entgegenkommt. Gerade im Interesse seines faszinierenden Arguments hätte man sich transparentere Formulierungen gewünscht.

JENS HACKE

Golo Mann – eine Wiederentdeckung

Tilman Lahmes fulminante Biographie zum hundertsten Geburtstag

Tilman Lahme: Golo Mann. Biographie, Frankfurt/M.: Fischer, 2009, 553 Seiten.

Golo Mann: «Man muss über sich selbst schreiben.» Erzählungen, Familienporträts, Essays, hg. von Tilman Lahme, mit einem Nachwort von Hans-Martin Gauger, Frankfurt/M.: Fischer, 2009, 275 Seiten.

Golo Mann: Briefe 1932-1992, hg. von Tilman Lahme und Kathrin Lüssi, Göttingen: Wallstein, 2007, 4. Aufl., 535 Seiten.

Bald nach seinem Tod im Jahr 1994 war es still geworden um Golo Mann, der als Historiker und Essayist immerhin einer der meist gelesenen und urteilskräftigsten Publizisten der alten Bundesrepublik gewesen ist. Zu Unrecht wurde er im Zuge der Historisierung der Familie Mann allenfalls als unglücklicher, vermeintlich ungeliebter Sohn porträtiert, dessen literarische Geschichtsschreibung einem überwundenen Historismus verpflichtet schien. Es ist das Verdienst des Kieler Historikers Tilman Lahme, pünktlich zum hundertsten Geburtstag eine Biographie vorzulegen, die uns nicht nur ein gründlich überholtes Lebensbild präsentiert, sondern mit zahlreichen Legenden aufräumt und überdies zur lohnenden Neuentdeckung eines großen Literaten und Geschichtsdenkens einlädt.

Lahmes Arbeit ist auch deswegen zu begrüßen, weil der erste Versuch des Schweizer Historikers Urs Bitterli (*Golo Mann. Instanz und Außenseiter*, Berlin 2004) unbefriedigend ausfiel, weitgehend werkbiographisch und etwas hölzern, was das Intime angeht – die Kenntnis wichtiger persönlicher Quellen wie der Tagebücher und Briefe war bei ihm noch gepaart mit dem unbedingten Willen zur Diskretion. Womöglich bedurfte es eines jüngeren, neugierigeren Biographen, der Golo Mann zu Lebzei-

ten nicht gekannt hat und der detektivisches Gespür mit darstellerischem Talent zu verbinden weiß. Lahme hat bereits durch seine umsichtige Edition einer Briefauswahl aus dem Nachlass von Golo Mann deutlich gemacht, welchen Reichtum die Auseinandersetzung mit Person und Werk noch birgt. Diese Verheißung wird durch seine brillante Biographie nochmals befeuert. Sie ist ein Lesevergnügen, ein sensibles persönliches Porträt und zugleich ein Beitrag zur deutschen Ideengeschichte am Beispiel eines scharfsichtigen Intellektuellen, dessen politisches Denken und dessen Urteilskraft aus den Quellen der Historie schöpfen und von der unmittelbaren Zeiterfahrung geprägt sind.

Die Zeitläufte waren dramatisch, und Lahmes Darstellung beleuchtet die Jugend- und Studienjahre Manns sowie die schwierige Herausforderung, unter den Bedingungen des Exils sowie im Schatten des Vaters und der umtriebigen Geschwister Klaus und Erika seinen Platz zu finden. Golo Mann agierte mit Besonnenheit im Hintergrund. Schon sein akademischer Abschluss, der philosophische Dokortitel in Heidelberg bei Karl Jaspers, offenbarte das wiederkehrende Problem: Jaspers maß ihn gnadenlos am Vorbild des Vaters und zeigte sich dabei nicht eben als feinfühler Pädagoge. Es war der Beginn einer engen, bisweilen schwierigen persönlichen Beziehung, die im Streit über Hannah Arendts Eichmann-Buch zerbrach.

Lahme arbeitet auch heraus, dass Mann in seiner Studienzeit viel stärker zum Sozialismus neigte, als er später in seinen *Erinnerungen und Gedanken* zu erkennen gab. Seinem Engagement haftete «ein Zug von Rebellion an, gegen die großbürgerliche Welt, gegen das Elternhaus und nicht zuletzt gegen den nationalkonservativen Geist Salems», seines Internats. Anfangs durchaus pazifistisch geprägt, kämpfte er als Mitglied der Sozialistischen Studentengruppe gegen den Aufstieg des Nationalsozialismus, den er – wie einige Zeitgenossen – auch deswegen unterschätzte, weil er hinter dieser politischen Bewegung keine politische Philosophie, keine intel-

lektuell integrierende Kraft von Format sah. Noch 1931/32 hoffte er darauf, dass die NSDAP an der Heterogenität zugrunde gehen würde.

Mit Manns früher Bewusstwerdung seiner Homosexualität und seiner Neigung zu Depressionen werden zwei Lebensthemen intoniert, die Lahme durch ein literarisches Fundstück erster Güte zu illustrieren weiß. In der von seinem Bruder Klaus herausgegebenen *Anthologie jüngster Prosa* veröffentlichte der 19-jährige Golo pseudonym die Erzählung «Vom Leben des Studenten Raimund». Zeitlebens fürchtete Mann eine peinliche Entdeckung dieses weitgehend autobiographisch gefärbten Textes, der in einem schwelgend-schwermütigen Ton von hoerotischen Motiven dominiert wird (und jetzt in der ebenfalls von Lahme edierten Essayauswahl erstmals einer breiten Leserschaft zugänglich ist). Lahme gibt überdies ein differenziertes Bild vom «Vaterkomplex». Mochte Golo sich auch in der Kindheit vernachlässigt gefühlt haben – der «ungeliebte Sohn», wie Marcel Reich-Ranickis einflussreiche Lesart es will, blieb er keineswegs. Seit der Studienzeit und vollends im Exil wird das Verhältnis zum Vater enger; TM verlässt sich auf ihn und lobt seine frühen historischen Schriften. Auch deswegen bleibt die vermeintlich erlösende Wirkung seines Todes im Jahr 1955 eine Legende. Als Schriftsteller hat Golo bereits seinen eigenen Weg gefunden: Zwar tritt er erst 1958 mit seiner *Deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts* ins Rampenlicht, geschrieben hatte er weit mehr als die Hälfte aber schon zu Lebzeiten des Vaters, nicht zu reden von seinem *Gentz*, zahlreichen Essays und dem heute vergessenen Buch *Vom Geiste Amerikas*. Die Auseinandersetzung mit dem Vater, auch dessen Verteidigung gegenüber Kritikern beschäftigte ihn sein Leben lang; ebenso sorgte das Erbe des Vaters für materielle Unabhängigkeit. Die Familie blieb, wie der zwischen Selbstzweifeln und überschäumendem Selbstbewusstsein schwankende Golo Mann bereits 1942 seinem Freund Manuel Gasser kundtat, «um die Worte meines künftigen Biographen zu gebrauchen,

stets wenigstens ebenso hinderlich wie förderlich». Dieser «künftige Biograph» hatte auch die stolze Selbstauskunft zur Kenntnis zu nehmen, dass in Manns Dissertation über Hegel «das theoretische Grundbuch des Hauses Mann» vorliege.

Als Mär enttarnt Lahme Manns angeblich sublimierte Homosexualität und schildert – unverkrampft und ohne Voyeurismus – dessen spätes Erweckungserlebnis sowie den Umgang mit seiner «Veranlagung» in einer Zeit, als die gleichgeschlechtliche Liebe noch unter Strafe stand. Mann führte seit seinen Endzwanzigern zweifellos Beziehungen und folgte keineswegs dem väterlichen Beispiel der Entsagung. Lahmes Darstellung bietet freilich weit mehr als die privaten Seiten, Manns Auseinandersetzung mit seiner Familie, seine psychische Labilität, seine Fluchten in Tranquilizer und Alkohol. Fasziniert verfolgt man den Lebenslauf eines Intellektuellen, der über dem Studium der Geschichte sich selbst, seine Themen und seine Urteilsfähigkeit findet. 1935 wird die Lektüre der Briefe des Friedrich von Gentz zum Erweckungserlebnis. Hier findet Golo Mann das Vorbild eines skeptischen und zugleich pragmatischen Konservativen, der mit Umsicht für das Machbare eintritt, weder die Wirklichkeit noch eine utopische Vorstellung für absolut setzt. Anfangs von der Revolution begeistert, dann durch Burkes *Reflections* bekehrt, hatte Gentz den Kampf gegen Napoleon aufgenommen. Darin bot sich für Mann eine Parallele zum Krieg gegen Hitler und den Nationalsozialismus. Gentz bestärkte ihn in der Ansicht, zum politischen Denken nur durch das Studium der Geschichte gelangen zu können. Er machte sich jedoch keine Illusionen darüber, dass das Pantheon seiner Vorbilder, zu denen auch Lord Acton, Jacob Burckhardt und Tocqueville zählten, wenig anschlussfähig für die politischen Strömungen der Zeit war: «Die Konservativen, von denen wir träumen», so klagte er in einem Brief aus dem Jahr 1939, «gibt es wirklich nur im Traum. An welche Partei man sich halten soll, weiß ich nicht [...]. Die Linke hat überall ausgespielt, und verdient, was

die politische Führerschaft betrifft, wegen ihrer Sturheit, Eitelkeit, vor allem Unbegabtheit ihr Los. [...] Die Rechte hasse ich.» Für Golo Mann gab es niemals «reine Fronten», schon gar nicht in der festen Zuversicht der Weltverbesserung. Deshalb hielt er stets Abstand zu dem politisch engagierten Exilmilieu; Moskau hatte er schon zu Studienzeiten eine klare Absage erteilt.

Unklar blieb der Status des Geschichtserzählers Golo Mann zunächst in Kreisen der sich neu formierenden Fachhistorie in der jungen Bundesrepublik. Eigentlich ist es eher erstaunlich, dass der als Essayist und College-Lehrer profilierte, aus Sicht der Zunft aber archiv- und universitätsunerfahrene Historiker für Lehrstuhlbesetzungen Anfang der fünfziger Jahre (z.B. in Kiel) überhaupt ins Gespräch kam. Lahme zeichnet diese Episoden ebenso instruktiv nach wie das Unternehmen der von Mann initiierten Propyläen-Weltgeschichte und den späteren Streit um die (gescheiterte) Berufung nach Frankfurt – samt dem von Seiten Adornos lancierten Antisemitismusvorwurf. Der entscheidende Durchbruch gelang Mann mit seinem Bestseller *Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*, neben Ralf Dahrendorfs *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland* womöglich nationalpädagogisch das wichtigste Buch der Nachkriegszeit. Seine Geschichtsdarstellung stellte Thesen bereit für eine ganze Generation von Sonderwegshistorikern, die (bevor sie seine Theoriebedürftigkeit bemängelten) in ihm einen Neuerer und Modernisierer sahen. Noch 1973 bekannte Hans-Ulrich Wehler, von Mann «viel gelernt» zu haben: «Die eigentümliche ironische, kühle Distanz [...] hat mir sogar lange als Vorbild vorgeschwebt, ehe ich es aufgegeben habe, diesen Gedankenduktus und diesen Stil zu erreichen.»

Der Eigensinn und die konservative Skepsis, die sein historisches Urteil auszeichneten, kamen dem politischen Publizisten Golo Mann nicht immer zugute. Zwar sah er die Notwendigkeit ostpolitischer Verständigung bereits in den fünfziger Jahren als

realpolitisches Erfordernis an, doch nicht selten verstellte sein überschwänglicher Hang zur großen Persönlichkeit die Dauerhaftigkeit seines politischen Engagements. Aus dem begeisterten Unterstützer und Redenschreiber Willy Brandts wurde im Rahmen der «Tendenzwende» ein Anhänger von Franz Josef Strauß. Von dessen «blondem Fallbeil» ließ er sich zu Wahlkampfauftritten instrumentalisieren, die ihn von Freunden und Weggefährten isolierten. Wie überhaupt Mann in seinen letzten beiden Lebensjahrzehnten öffentlich wenig geschickt agierte, sich zu unbedachten tagesaktuellen Statements hinreißen ließ und oft den falschen Leuten Vertrauen schenkte. Seine intuitive Begabung, seine stilistische Meisterschaft und sein hoher intellektueller Rang werden dadurch gewiss nicht in Frage gestellt.

Lahmes Biographie vergegenwärtigt nicht unbedingt ein glückliches, wohl aber ein reiches Leben. Wir tauchen in eine mittlerweile ferngerückte Epoche ein, und einmal mehr wird offenbar, unter welchem Vorbehalt, aber auch in welcher geistigen Anspannung sich die junge Bundesrepublik befand, als ihr intellektuelles Leben noch von Persönlichkeiten geprägt wurde, die schwer an der Geschichtslast von Nationalsozialismus, Gewaltherrschaft und Krieg trugen. Als unabhängiger Geist verkörperte Golo Mann alteuropäische Gelehrsamkeit und moderne intellektuelle Unruhe gleichermaßen. Wie sein Freund Dolf Sternberger war er mit der Philosophiegeschichte vertraut, mit dem ihn bewundernden Joachim Fest teilte er die erzählerische Leidenschaft, an der Seite von Sebastian Haffner wirkte er als bedeutender und publikumswirksamer Aufklärer und Zerstörer deutscher Geschichtsmythen. Seine Texte haben ihre Frische und ihre Zugänglichkeit bewahrt. Es ist zu hoffen, dass eine lebhaft Historisierung von Golo Manns Hinterlassenschaft einsetzen wird, begleitet von einer weiteren Erschließung der Tagebücher und Briefe. Tilman Lahmes ausgezeichnete Biographie markiert den Beginn einer solchen Unternehmung.

Geschichtsschreibung im Breitwandformat

Karl Schlögel *histoire totale*

*Karl Schlögel: Terror und Traum.
Moskau 1937, München: Carl Hanser,
2008, 812 S.*

Moskau 1937: Für Karl Schlögel, Osteuropa-Historiker an der Viadrina Frankfurt/Oder, ist das nicht nur die bekannte Geschichte des großen Terrors, sondern zugleich auch immer die nicht so bekannte des «Traums» von der Schaffung einer neuen, der sozialistischen Gesellschaft. Schlögel hat ein außergewöhnliches Buch vorgelegt. Es ist sehr umfangreich, verhandelt eine Vielzahl von Einzelfragen, gründet auf einer jahrzehntelangen intensiven Beschäftigung des Autors mit den Problemen Russlands und der stalinistischen Sowjetunion und stellt die Summe dieser Beschäftigung dar. Das Werk beruht auf einer Vielfalt ganz unterschiedlicher Quellen – neben staatlichen und Parteiakten nutzt Schlögel Zeitungsberichte, Werbeanzeigen, Tagebücher, Belletristik, Kartenmaterial, Adressbücher und vieles andere. Überdies ist es mitreißend geschrieben. In seiner äußerst dichten, konzisen Einleitung kündigt Schlögel eine *histoire totale* dieses einschneidenden Moskauer Jahres an. Er orientiert sich unter anderem an bedeutenden Großstadtromanen der Moderne, an dem Flaneur Walter Benjamins, an Michail Bachtins chronotopischen Untersuchungen und den Filmen Sergei Eisensteins. Seinem hoch gesteckten Anspruch wird Schlögel, sofern es so etwas wie eine *histoire totale* überhaupt geben kann, gerecht.

Terror und Traum folgt der klassischen Einheit von Zeit, Ort und Handlung, und so nimmt Schlögel scheinbar entlegene Gegenstände in den Blick, um das Gesamtbild seiner historischen «Konstellation» zu zeichnen. Er versucht, alle denkbaren Perspektiven zu berücksichtigen und größtmögliche erzählerische Dichte zu erreichen. Eine Zentralperspektive

gibt es ausdrücklich nicht. Die politische Führungsclique und der Diktator Stalin tauchen zwar des Öfteren auf, aber sie sind nur Akteure unter anderen, und keineswegs immer die bestimmenden. Die rund vierzig Einzelkapitel sind verhältnismäßig kurz und liefern jeweils eine dichte Beschreibung der behandelten Orte, Ereignisse und Handlungen; die «Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen», die «Kopräsenz des Disparaten» (S. 23) wird in einem großen historiographischen Panorama abgebildet, das dem Leser tatsächlich den Eindruck einer sowohl totalen als auch immer wieder detailgenauen Sicht auf das Geschehen vermittelt.

Schlögel informiert unter anderem über aufwühlende innenpolitische Ereignisse wie die drei großen Schauprozesse, den Suizid des Volkskommissars für Schwerindustrie Ordshonikidse und das Februar-März-Plenum des Zentralkomitees. Er berichtet von der Entwicklung der Architektur, dem Generalplan zur Rekonstruktion Moskaus, der fieberhaften Bautätigkeit in der ganzen Stadt und den Debatten auf dem ersten Allunions-Kongress der Architekten, wo über Konstruktivismus, Formalismus und sozialistischen Realismus gestritten wurde. Er erzählt von der Jahresparade der Sportler auf dem Roten Platz und der Vergötterung körperlicher Kraft und Schönheit wie von den neuesten technischen und entdeckenden Abenteuern, etwa den Helden der sowjetischen Aviatik und der Nordpolexpedition zur Erforschung von Wetter- und Strömungsverhältnissen, an deren Schicksal die ganze Sowjetbevölkerung Anteil nehmen sollte. Schlögel lenkt den Blick auf Reklameschwelgerei und Warenknappheit, auf das Wohllieben der Moskauer High Society, die Haltung von Emigranten wie Regimegegnern und die Feiern zum zwanzigjährigen Bestehen der gefürchteten Geheimpolizei.

Dabei werden das Nebeneinander und das Ineinander-Verwoben-Sein von Terror und «Traum» auf zwei Ebenen eindrucksvoll geschildert: zum einen indem auf ein Kapitel wie «Tod im Exil» – das in

einer der zahlreichen prosopographischen Miniaturen die zunehmende Isolierung, Kriminalisierung, Psychotisierung und am Ende Ermordung der in die Welthauptstadt des Kommunismus geflüchteten ausländischen Gesinnungsgenossen darstellt – eines über «Arkadien in Moskau» folgt, das den herrlichen Sommer des Jahres 1937 und das heitere Vergnügen im Gorkipark feiert. Symphoniekonzerte, Theateraufführungen und Freiluft-Gymnastik hier, Verdächtigungen, Verfolgungen, Morde dort. Zum anderen zeigt Schlögel die Nähe des staatlich initiierten Schreckens in fast jedem Bereich des gesellschaftlichen Lebens, auch in den *prima vista* unpolitischen. So war der 17. Internationale Geologenkongress, der im Juli 1937 in Moskau stattfand, zunächst einmal ein wissenschaftliches Großereignis, das die hohe internationale Reputation der sowjetischen Geologen – und der sowjetischen Wissenschaften allgemein – sowie deren bedeutende Leistungen etwa für die Erforschung der Energiebasis und der Industrierohstoffe des riesigen Landes bestätigte; in der Folge aber gerieten viele der Teilnehmer, die Elite der sowjetischen Geologie, in die Mühlen der Repression, wurden verhaftet und «wegen phantastischer Verbrechen angeklagt und verurteilt», etliche davon zum Tod.

Schlögels *histoire totale* zeigt anschaulich die weiterwirkenden romantisch-revolutionären Impulse des großen sozialistischen Traums, die Versuche der Formung einer neuen Gesellschaft und eines neuen Menschen mit den Mitteln der Umverteilung, der Mobilisierung des Industriepotentials, vor allem aber der Bildungsbemühungen auf jedem nur erdenklichen Sektor: Schul- und Hochschulwesen wurden ausgebaut, öffentliche Bibliotheken eingerichtet, flächendeckende Kleinkindförderung betrieben – mit durchschlagendem Erfolg: Das Qualifikationsniveau stieg in kürzester Zeit, das Volk begann zu lesen, die Buchproduktion weitete sich rasch aus, man ging ins Konzert, ins Theater, in die Oper und ins Ballet. Auch die populäre Kultur erlebte einen gewaltigen Aufschwung: Eine sowjetische Spielart

des Jazz bestimmte den «Sound der 30er» in Moskau, neue Unterhaltungsmusik entstand, die stetig wachsende Kinoproduktion versüßte den allzu harten Alltag.

In den zahlreichen Passagen zum täglichen Leben und zu den technischen und kulturellen Innovationen zeigt sich die Erzählkunst des Verfassers am eindrucklichsten. Schlögel vermag es, nicht zuletzt mit Hilfe treffender, ausdrucksstarker, mitunter ausführlicher Quellenzitate – oft aus Tagebüchern bekannter wie unbekannter Zeitgenossen – dem Leser diese fremde Welt plastisch vor Augen zu führen. Ein Kapitel über das akustische Profil der Zeit: die Verbreitung des Radios und das parallellaufende Verschwinden der Klangkulisse des alten Russlands – etwa der Kirchenglocken, die dem sozialistischen Atheismus zum Opfer fielen – gehört zu den stärksten Abschnitten des Buches.

Um den Traum von einer neuen Gesellschaft zu verwirklichen, scheuten die Bolschewisten von vornherein nicht vor drastischen Zwangsmitteln zurück. Die großen architektonischen und industriellen Aufbauprojekte wurden mit massenhafter Sklavenarbeit geschaffen. Riesige Häftlingslager, ganze Städte konzentrierten diejenigen, die mit jahrelanger unvorstellbar harter Arbeit nicht nur das Gesicht Russlands umgestalteten, sondern auch selbst «umgeschmiedet» werden sollten: Aus Kriminellen, Konterrevolutionären und sonstigen Gemeinschaftsfremden sollten nützliche Glieder der sozialistischen Gesellschaft werden – wenn sie nicht zuvor an Entkräftung starben oder auf der Flucht erschossen wurden. Im Arbeitslager *Dmitlag* starben beim Bau des Moskwa-Wolga-Kanals innerhalb von sieben Jahren 22 842 Zwangsarbeiter.

Aber nicht allein solche Häftlinge, ohnehin aus der sowjetischen Gesellschaft Ausgeschlossene, fielen dem Aufbau und der Befestigung des sowjetischen Sozialismus zum Opfer. Schlögel erzählt, wie auch der Leiter des *Dmitlag*, Semion Firin, die Bauleitung, Fachleute, Manager und überzeugte kommunistische Gesellschaftsingenieure ins Rä-

derwerk des Terrors gerieten. Zur gleichen Zeit, als der Moskwa-Wolga-Kanal, ein Prestigeprojekt des Sowjetreichs, unter Orchesterklängen feierlich eröffnet wurde, verhaftete man große Teile des Leitungspersonals. Mehr als 200 Menschen wurden in der Folge der «Strafsache Firin» als angebliche Mitglieder einer konterrevolutionären Organisation umgebracht.

Verdächtigung, Todesdrohung und Mord waren im Moskau des Jahres 1937 allgegenwärtig. Niemand konnte sich sicher fühlen. Bis in die höchsten Ränge der Partei- und Staatsführung schlug die Säuberungswut zu. Allein auf dem Schießplatz Butowo, dem Schlögel ein bedrückendes Kapitel widmet, erschoss ein kleines Kommando von Tschekisten zwischen August 1937 und Oktober 1938 mehr als 20000 Menschen. Die neben Stalin bekanntesten Parteiführer wurden aufgrund absurder Beschuldigungen und gespenstischer Prozesse den Erschießungskommandos übergeben. Der bolschewistische Terror vernichtete so in kurzer Zeit Hunderttausende Menschenleben, darunter zahlreiche wertvolle Fachleute, die Führung der Roten Armee, die alte Führungsgarde der Kommunistischen Partei, die Leitungsgruppen von Ministerien und Großunternehmen usf. Und gerade die prominenten Angeklagten, die Partieliten der Leninzeit, legten während der Schauprozesse groteske Geständnisse zu den abenteuerlichsten Schuldvorwürfen ab. Man fragt sich: warum dieser Wahnsinn? Doch «das Rätselhafte», das Unheimliche, das, was «Moskau 1937 bis heute von vielen anderen historischen Desastern unterscheidet» (S. 30), wird von Schlögel ganz bewusst nicht aufgelöst und erklärt. Auf ein resümierendes Schlusskapitel verzichtet er, unter anderem, um diesen irritierten Eindruck nicht fortzuwischen.

Der Autor sieht darin, dass er den Leser nicht mit einer abschließenden Interpretation versorgt, eine Stärke seiner multiperspektivischen, am Chronotopos Bachtins und der Technik des Filmschnitts orientierten Darstellungsweise. In der Tat werden

die Dynamik, die chaotische Widersprüchlichkeit und Unübersichtlichkeit jenes Jahres mittels eines erzählerischen Sogs, der den Sog der Ereignisse nachbildet, erfahrbar gemacht. Abrupte Schautplatz-, Perspektiven- und Themenwechsel versetzen den Leser in einen Zustand der atemlosen Spannung und Überwältigung.

Karl Schlögel benennt den «Mehrwert an historischer Erkenntnis», der in dieser «Zusammenführung» liege, folgendermaßen: «Sie reproduziert und entfaltet die Komplexität, die durch Isolierung von Ereignissen und Erfahrungsräumen voneinander stillgelegt worden ist. Eine für sich genommene Geschichte der Gewalt wird so falsch wie eine isolierte Geschichte der Unterhaltungs- und Kinoundustrie» (S. 27). Ist das so? Sind derlei «isolierte» Untersuchungen nicht nur unterkomplex, sondern tatsächlich im strengen Sinne «falsch»? Von welchem Komplexitätsgrad an wird eine Historie dann «wahr»? Sind geschichtswissenschaftliche Darstellungen nicht prinzipiell gegenüber dem vergangenen Leben epistemisch im Nachteil, weil notgedrungen selektiv? Und können nicht gerade Spezialstudien, die um ihre Ausschnitthaftigkeit wissen und so auf reflektierte Weise nicht «das Ganze» abbilden wollen, im Längsschnitt Kausalbeziehungen und Entwicklungslinien sichtbar machen, die in der Gesamtansicht einer wie auch immer definierten Raum-Zeit-Einheit untergehen?

Selbst wenn man konzidiert, dass Spezialstudien, die vieles von dem ignorieren müssen, was sich links und rechts von ihrem Untersuchungsgegenstand ereignet hat, die Fülle eines in einem bestimmten Zeitraum abgelaufenen Geschehens nicht abbilden können, gilt dann nicht umgekehrt, dass es einer Darstellung im Breitwandformat notwendigerweise an historischer Tiefe mangelt? Kann der stalinistische Terror – wenn überhaupt – allein aus den Wechselfällen der mittldreißiger Jahre erklärt werden, oder müssten hier nicht doch weiter zurückreichende politik- und ideengeschichtliche Zusammenhänge betrachtet werden? Eine Gesamt-

schau des Gleichzeitigen, wie Schlögel sie vornimmt, bedeutet auch, in gewissem Ausmaß auf die Erklärungskraft stärker analytischer Ansätze, die sich auf Ursache-Wirkungszusammenhänge innerhalb der Diachronie klar umrissener Felder beziehen, zu verzichten.

In der entscheidenden Frage nach der Genese des Massenterrors versucht Schlögel an verschiedenen Stellen seines Buches zu zeigen, dass die Vorstellung vom Stalinismus als «bloßer Haupt- und Staatsaktion» veraltet sei. Neuere Forschungen hätten eine «paradigmatische Wende» zum Ergebnis gehabt, nach der vieles, was bis dato nach «Omnipotenz der Staatsmacht aussah», nun als das «Verzweiflungshandeln einer ohnmächtigen Macht» erscheine. Der große Terror wäre demnach auf Überforderung durch die unbeherrschbaren Mobilisierungs- und Modernisierungsprozesse in dem riesigen sowjetischen Raum zurückzuführen. Es habe keinen großen Plan gegeben, sondern die Führung habe vielmehr auf akute Notlagen – wenn auch auf größtenteils selbstproduzierte – reagiert und das Chaos aus Gründen der Herrschaftssicherung entfesselt. «Es bedarf keines Systems, keiner Logik oder Idee eines archimedischen Punktes, von dem aus sich alles erklären lässt – die Verwirklichung eines Plans, eine Utopie, die Umsetzung eines Experiments –, sondern lediglich einer Vergegenwärtigung des Spiels der Kräfte vor Ort» (S. 29f.). Wirklich? Aber selbst wenn es eines Plans und eines utopischen, quasireligiösen Glaubens nicht bedurft hätte, heißt das dann, dass dieser Faktor an dem mörderischen Desaster der 30er Jahre keinen Anteil hatte? Steckte hinter den Exzessen nicht der Wille, mit allen Mitteln eine neue Gesellschaft zu erschaffen, das Land und die Menschen nach den Maßstäben der eigenen Ideologie zu formen? Dass man das immer noch so sehen kann, zeigt eine Diagnose des Historikers Jörg Baberowski, der den «roten Terror» auf das manichäische Weltbild der Bolschewiki und deren «Streben nach Eindeutigkeit» zurückführt, sowie darauf, dass ein

Überzeugungstäter an der Spitze alle Machtmittel in der Hand hielt: «Stalin gab dem Stalinismus nicht nur seinen Namen. Ohne ihn hätte es auch keinen Stalinismus gegeben, so wenig wie das System des Nationalsozialismus ohne Hitler denkbar gewesen wäre. Das bolschewistische Projekt der Eindeutigkeit führte nicht zuletzt deshalb in den Massenterror, weil es dem Diktator gefiel, Menschen töten zu lassen.»¹

Steht auf dem Gebiet der sowjetischen Geschichte eine Art Intentionalismus-Funktionalismus-Debatte an, wie sie in der NS-Forschung in den 70er und 80er Jahren stattgefunden hat? Die Stichwörter ähneln sich: Das terroristische «Nothandeln» der sowjetischen Staatsführung mutet wie eine Spiegelung jener selbstgeschaffenen Zwangslagen an, die angeblich zur massenhaften Deportation und Vernichtung von Juden führten; die «ohnmächtige Macht» der sowjetischen Staatsführung erinnert an den «schwachen Diktator» Hitler. Und die «kumulative Radikalisierung» (S. 27) im Moskau des Jahres 1937 kommt dem Leser ebenfalls gut bekannt vor. Schlögels zu Recht hoch gelobtes *opus magnum* dürfte nicht das letzte Wort zum Thema sein.

1 Jörg Baberowski: Der rote Terror. Die Geschichte des Stalinismus, Frankfurt a. M. 2007, S. 16.

Die Autorinnen und Autoren

ARNDT BRENDECKE

geb. 1970, ist Privatdozent für Neuere Geschichte an der Universität München und Dilthey Fellow. Sein Buch *Imperium und Empirie. Funktionen des Wissens in der spanischen Kolonialherrschaft* erscheint 2009.

JENS HACKE

geb. 1973, arbeitet als Historiker und Politikwissenschaftler am Hamburger Institut für Sozialforschung. 2006 ist erschienen *Philosophie der Bürgerlichkeit. Die liberalkonservative Begründung der Bundesrepublik*.

KLAUS KEMPTER

geb. 1964, arbeitet am Simon-Dubnow-Institut für Jüdische Geschichte und Kultur an der Universität Leipzig.

MARTIN MULSOW

geb. 1959, ist Professor für Wissenskulturen der europäischen Neuzeit an der Universität Erfurt und Direktor des Forschungszentrums Gotha. Von ihm erschien 2007 *Die unanständige Gelehrtenrepublik. Wissen, Libertinage und Kommunikation in der Frühen Neuzeit*.

TIM B. MÜLLER

geb. 1978, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Neuere Geschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin. Im nächsten Jahr erscheint seine Dissertation über Linksintellektuelle und amerikanische Geheimdienste im Kalten Krieg.

CLAUS PIAS

geb. 1967, ist Professor für Erkenntnistheorie und Philosophie der Medien an der Universität Wien. 2009 ist erschienen *Herman Kahn: Szenarien für den Kalten Krieg* (Hg.).

HELGA RAULFF

ist freie Lektorin und Kuratorin, zuletzt: (zus. mit Heike Gfrereis) *Ordnung. Eine unendliche Geschichte* (2007) und *Strahlungen: Atom und Literatur* (2008).

RON ROBIN

geb. 1951, ist Professor of Culture and Communication und Associate Dean for Academic Affairs an der New York University. 2001 ist erschienen *The Making of the Cold War Enemy: Culture and Politics in Military-Intellectual Complex*.

PHILIPP SARASIN

geb. 1956, ist Ordinarius für Neuere Geschichte an der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Zürich und Gründungsmitglied des Zentrums *Geschichte des Wissens*. 2009 ist erschienen *Darwin und Foucault. Genealogie und Geschichte im Zeitalter der Biologie*.

CHARLOTTE SCHOELL-GLASS

lehrt Kunstgeschichte an der Universität Hamburg. 2008 erschien von ihr (zus. mit Elizabeth Sears) *Verzetteln als Methode: der humanistische Ikonologe William S. Heckscher*.

ELIZABETH SEARS

ist Professorin für Kunstgeschichte an der University of Michigan, Ann Arbor. 2002 erschien von ihr *Reading Medieval Images: The Art Historian and the Object*.

JACOB SOLL

ist Professor für Geschichte an der Rutgers University, Camden, NJ. 2009 ist erschienen *The Information Master. Jean-Baptiste Colbert's Secret State Intelligence System*.

JULIANE VOGEL

lehrt Literaturwissenschaft an der Universität Konstanz. 2002 erschien von ihr *Die Furie und das Gesetz. Zur Dramaturgie der «großen Szene» in der Tragödie des 19. Jahrhunderts*.

JA! Ich möchte die *Zeitschrift für Ideengeschichte* abonnieren oder verschenken!

Bitte senden Sie die *Zeitschrift für Ideengeschichte* ab der nächsten Ausgabe an:

Meine Adresse (Rechnungsadresse):

(bitte auch ausfüllen, wenn Sie die *Zeitschrift für Ideengeschichte* verschenken wollen)

Name, Vorname

Straße

PLZ / Ort

Telefon

Datum / Unterschrift

Adresse des Geschenkeempfängers:

(nur ausfüllen, wenn Sie die *Zeitschrift für Ideengeschichte* verschenken wollen)

Name, Vorname

Straße

PLZ / Ort

Telefon

Datum / Unterschrift

Die *Zeitschrift für Ideengeschichte* erscheint viermal jährlich. Jedes Heft hat einen Umfang von rund 128 Seiten mit Abbildungen. ISSN 1863-8937

Abonnement: Jährlich 4 Hefte € 40,-

incl. Vertriebsgebühren (Inland); zzgl. Vertriebsgebühren (Ausland) € 16,-. Abbestellungen müssen bis sechs Wochen vor Jahresende erfolgen.

Bitte den Bestellcoupon Ihrer Buchhandlung übergeben oder senden an:

Verlag C.H.BECK, Wilhelmstraße 9, D-80801 München;
Telefon: 089-38189-750; Fax: 089-38189-358;
e-mail: bestellung@beck.de

Widerrufsrecht: Die Bestellung kann ich innerhalb der folgenden zwei Wochen ohne Begründung beim

Verlag C.H.BECK, Wilhelmstraße 9, D-80801 München;
e-mail: bestellung@beck.de

in Textform widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Ich möchte die folgenden bereits erschienenen Ausgaben zum Einzelpreis von je € 12,- bestellen:

1/2007: **Alte Hüte**

3/2008: **Extremes Denken**

2/2007: **Anfänger!**

4/2008: **Die Insel West-Berlin**

3/2007: **Wahrheit**

1/2009: **Kommentieren**

4/2007: **Isaiah Berlin**

2/2009: **Unterwerft euch!**

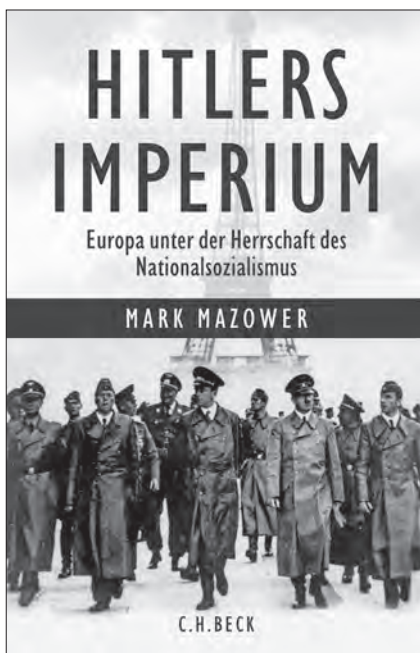
1/2008: **Exil**

2/2008: **Letzte Worte**



C.H.BECK

www.chbeck.de
www.z-i-g.de



Mark Mazower, **Hitlers Imperium**. Europa unter der Herrschaft des Nationalsozialismus. 661 S., 37 Abb., 9 Ktn. Geb. EUR 34,- 978-3-406-59271-3



Helmut Altrichter, **Russland 1989**. Der Untergang des sowjetischen Imperiums. 458 S., 9 Abb. Geb. EUR 26.90 978-3-406-58266-0

»Dieses Buch ist ein Meisterwerk historischer Einsicht, das sehr genau Europas dunkelste Jahre ausleuchtet, und es ist einfühlend und elegant erzählt.«

Fritz Stern

Gorbatschows Versuch, mit einer neuen Politik der Offenheit (*glasnost*) und des demokratischen Umbaus (*perestrojka*) die wirtschaftliche Stagnation zu überwinden, scheiterte. Der Band schildert das entscheidende Jahr 1989.

C.H. BECK
www.chbeck.de